

Breslauer Sonntagblatt

der
Schlesischen Volkszeitung.

Preis vierteljährlich auswärts im In- u. Auslande durch die Post und in Breslau 1 Mt., durch Kolportiere frei in's Haus 1 Mt. 5 Pfg.

Insertions-Gebühren: die 1spaltige Petitzeile oder deren Raum 15 Pfg. Expedition und Inseraten-Annahme: Breslau, Gummerei 39/40.

№ 46.

Breslau, Sonntag, 16. November 1884.

XIII. Jahrgang.

Wochen-Kalender.

- Novbr. 16. S. 24. S. nach Pfingsten. Ev.: Das Himmelreich ist gleich einem Senfförlein (Matth. 13).
Kirchweihfest der Breslauer Kathedrale.
17. M. Gregor der Wunderthäter, Bischof.
18. D. Kirchweihfest der Basilika von Peter und Paul.
19. M. Elisabeth von Thüringen.
20. D. Felix von Valois.
21. F. Maria Opferung.
22. S. Cäcilia, Jungfrau und Märtyrin.

Das Anwachsen der Sozialdemokratie.

In letzter Nummer wiesen wir bereits darauf hin, daß die Sozialdemokratie bei den diesmaligen Reichstagswahlen kolossal gewachsen ist. Während vor drei Jahren im ersten Wahlgange nirgends ein Sozialdemokrat durchkam und es ihnen erst in den Stichwahlen gelang, dreizehn Sitze zu erobern, gewannen sie diesmal gleich beim ersten Wahlgange neun Sitze und zwar teilweise mit ganz erheblichen Majoritäten, und kamen noch in die rund zwanzig Stichwahlen. Von letzteren eroberten sie bisher fünf, so daß sie also bis jetzt 15 Mann stark in den Reichstag einziehen und bereits in der Lage sind, selbständig Anträge zu stellen.

Aber nicht genug hiermit. Auch an vielen Orten, wo die Sozialdemokratie keinen Sitz gewann und es ihr nicht gelang, in die Stichwahl zu kommen, hat sie an Stimmen zugenommen. Würde man alle in Deutschland abgegebenen sozialdemokratischen Stimmen zusammenzählen, so käme eine ganz ungeheure Summe heraus, die vielleicht manchem endlich die Augen über die Größe der sozialdemokratischen Gefahr öffnen würde.

Will man an einem ganz besonders einleuchtenden Beispiele sehen, wie gewaltig die Sozialdemokratie von einer Wahl zu der anderen gewachsen ist, so braucht man bloß die Abstimmungen in Berlin betrachten. Im Jahre 1867 erhielt die Sozialdemokratie in der Reichshauptstadt 67 Stimmen. Im Jahre 1871 zeigte sie schon eine bedeutende Steigerung, sie brachte es auf 2058 Stimmen. Drei Jahre später, bei der Reichstagswahl im Jahre 1874, ist sie schon eine Macht: sie gebietet über 11 279 Stimmen. 1877 schnellte sie auf 31 522 Stimmen in die Höhe. 1878 vereinigte sie bereits die ganz bedeutende Summe von 56 174 Stimmen auf ihre Kandidaten. 1881 sank sie unter dem frischen Eindruck des Sozialistengesetzes auf 30 871 Stimmen herab. Bei der jetzigen Wahl gelang es ihr aber die doppelte Stimmenanzahl zu erreichen und die kolossale Summe von 68 910 Stimmen für sich zu gewinnen. Es wurde festgestellt, daß die Sozialdemokraten in Berlin die Zahl der freisinnigen Stimmen fast erreicht und die konservativen um 13 000 überholt haben. Die deutschfreisinnige »National-Zeitung« sagt offen: „Berlin befindet sich in den Händen der Sozialdemokraten,“ der »Börsen-Kourier« meint, die sozialistischen Stimmen repräsentiren 26 Regimenter. So in der Reichshauptstadt!

Und alle diese kolossalen Erfolge haben die Sozialisten errungen, trotz des Sozialistengesetzes, trotz der Verbannung ihrer Führer, trotz der kolossalen Anstrengungen und Geldmittel der Gegner! Den Sozialdemokraten steht kein einziges Blatt zur Verfügung, sie durften keine einzige freie Versammlung abhalten, sie wurden von der Polizei auf das Strengste beobachtet und viele ihrer Flugblätter gleich nach dem Erscheinen konfisziert und trotzdem diese Siege! Man sieht hieraus, daß sich das Sozialistengesetz nicht nur als durchaus unwirksam erwiesen hat, sondern im Gegenteil die Sache der Sozialdemokratie gefördert hat. Die Hunderte und Aberhunderte von Ausweisungen haben

lediglich für die sozialdemokratische Sache die verbittertsten und fanatischsten Agitatoren geliefert.

Recht interessant ist es selbst aus dem Munde der Gegner der katholischen Kirche zu hören, daß in streng katholischen Gegenden die Sozialdemokratie auch bei den diesmaligen Wahlen keinen Fuß zu fassen vermochte. In dem katholischen Oberschlesien sind trotz seiner Größe und seiner vorwiegend den ärmeren Klassen angehörenden Bevölkerung der Sozialdemokratie im ganzen etwas über 400 Stimmen zugefallen. Die protestantenvereinliche, deutschfreisinnige »Nat.-Ztg.« läßt sich auch zu folgendem Geständnis herbei:

Der Eroberungszug, den die Sozialdemokratie bei diesen Reichstagswahlen gehalten hat, ist auf protestantischem Gebiete gefehlt worden. In die Mauern des Zentrums ist es der Sozialdemokratie nur an einzelnen Stellen gelungen, eine kleine Bresche zu legen. Diese Erscheinung ist nicht neu, aber sie ist noch niemals in einem solchen Grade hervorgetreten, wie diesmal.

Die Schuld wird der in der protestantischen Kirche herrschenden „orthodox-konservativen Partei“ zugeschrieben und betont, daß die Erwerbungen der Sozialdemokratie definitive seien. Denn „wer wird ihr die Gemüter entreißen, welche ihr die eigene Kraft gewinnt und welche eine der protestantischen Kirche ebenso schädliche als unwürdige Wahlagitation mit Schmeicheleien und Lobpreisungen ihr in die Arme treibt?“ Und in der That, es ist beinahe komisch, wie sich protestantische Pastoren für die Sozialdemokratie ins Zeug legen und sie für ungefährlicher erklären als die Deutschfreisinnigen und die „Ultramontanen“. Wer jetzt ein konservatives oder nationalliberales Blatt oder die hochoffizielle »Nordd. Allg. Ztg.« zur Hand nimmt, wird kaum begreifen, wie wir nur ein Sozialistengesetz haben machen können. Alle möglichen guten Seiten weiß man der Sozialdemokratie abzugewinnen und man bedauert es förmlich, daß die Partei nicht mehr Stimmen abgegeben und mehr Mandate errungen hat. Für die konservative »Kreuztg.« ist die Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen ein Verdikt gegen die „privatrechtliche Anschauungsweise“ der Freisinnigen; für die nationalliberale »Köln. Ztg.« sind hunderttausende von sozialdemokratischen Stimmen ein Beweis, daß die Sozialdemokraten sich auf den Boden des Gesetzes stellen und den der Revolution verlassen haben; das rheinische Blatt redet unaufhörlich von einer „Verständigung mit den Sozialdemokraten,“ „den ordnungsliebenden, fleißigen Arbeitern,“ für die dem Fürsten Bismarck bekanntlich sehr nahegehende »Nordd. Allg. Ztg.« bedeutet das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen den Sieg der „Sozialreform des Reichskanzlers“ in den Arbeiterkreisen, die Befehrung der Sozialdemokraten zu Sozialreformatoren. Die freikonservative »Post« erklärt es für „ziemlich gleichgültig“, ob 15 oder 25 Sozialdemokraten im Reichstage sitzen und will die „Beseitigung der Ultramontanen und Deutschfreisinnigen selbst um den Preis einiger sozialdemokratischer Sitze erstreben.“ Man schmeichelt förmlich den Sozialdemokraten und kriecht vor ihnen, wie man sonst nur vor dem „gewaltigen Staatsmann“ zu kriechen gewohnt ist.

Treffend äußert sich die deutschfreisinnige Münchener »Allg. Ztg.« im Hinblick auf das vom Parteihäuf distirte Liebageln und Faktiren der Mittelparteiler und Konservativen mit den Sozialdemokraten wie folgt:

Die Konsequenzen dieser Wahlpolitik können nicht ausbleiben. Heute erscheint es noch als gar nicht so gefährlich, in der Stichwahl für einen Sozialdemokraten zu stimmen; bei den nächsten Wahlen werden viele Wähler es für ebenso ungefährlich halten, schon im ersten Wahlgange für die Sozialdemokraten zu stimmen. Ist die Sozialdemokratie aber eine politische Partei, wie jede andere, weshalb dann das Sozialistengesetz? Wer für einen Sozialdemokraten stimmt, erklärt damit das Sozialistengesetz für überflüssig.

Die Gegner des Sozialistengesetzes bleiben sich also in diesem Falle konsequent; nicht aber die Freunde des Gesetzes. In diesem Reichstage wird sich die Zahl der sozialdemokratischen Mitglieder von 13 auf 25—30 vermehren. Wird der Kampf gegen die liberale Opposition in der jetzt begonnenen Weise fortgesetzt, so kann man es erleben, daß mit jeder neuen Wahl die sozialdemokratische Fraktion an Zahl und Einfluß gewinnt und im Reichstage die Staatssozialisten mit den Sozialdemokraten um die Herrschaft kämpfen. Das ist wenigstens die Hoffnung der Sozialdemokraten, und man muß gesehen, nach den Erfahrungen der letzten Jahre erscheint diese Hoffnung keineswegs als übertrieben.

In letzterer Beziehung sind wir allerdings anderer Ansicht. Der staatssozialistische Mischmasch wird nur zu bald abgewirtschaftet haben. Er kann und wird also nicht lange mit den Sozialdemokraten um die Herrschaft kämpfen. Eine andere Partei ist es, welche nach unserer Meinung berufen ist, mit der Sozialdemokratie zu streiten. Es ist sehr bezeichnend, daß in dem Parteiwirwar unserer Tage gerade die zwei Parteien, welche im neuen Deutschen Reiche durch Ausnahmegesetze verfolgt werden, nämlich die Zentrums- und die Sozialdemokratie, sich als „Türme“ erweisen. Die eine Partei vertritt die christliche Weltanschauung, die andere die moderne naturalistisch-materialistische in ihrer äußersten Konsequenz. Uns will dünken, als ob die Schlußentscheidung zwischen diesen beiden ausgefochten werde. Was zwischen beiden Türmen liegt, möge es sich alt-, frei-, neu-, konservativ, nationalliberal, fortschrittlich, freisinnig, demokratisch nennen, wird sich früher oder später um den Turm zur Rechten oder um den zur Linken scharen müssen. Es wird sich dann zeigen, wer siegt. Man sollte meinen, daß die Staatslenker unserer Tage, welche die Sozialrevolutionäre mit Ausnahmegesetzen niederzuhalten suchen, in der konservativen Macht der Welt, der Kirche einen willkommenen Bundesgenossen suchen sollten. Statt dessen sieht man, daß diese konservative Macht ebenso wie die Sozialrevolutionäre mit Ausnahmegesetzen bedacht wird.

Politische Rundschau.

(Schluß am 12. November.)

Deutschland. Der Kaiser erlitt einen kleinen Unfall, indem er in einem seiner Zimmer ausglitt, auf den Boden fiel und sich eine Kontusion an der Schulter zuzog, was ihn zwar zum Aufgeben der geplanten Jagd bei Wernigerode zwang, im übrigen aber glücklicherweise keine schlimmen Folgen hatte, so daß er die gewohnten Staatsgeschäfte und Spazierfahrten bald wieder aufnehmen konnte. — Der Staatsrat arbeitet eifrig an dem Postsparkassengesetz, der Postdampferverordnungs- und dem Unfallversicherungsgesetz. Ueber das Resultat der Beratung, denen auch der Kronprinz fleißig beizuhilfen, verlautet nichts Bestimmtes. — Nach und nach wird der neue Reichsetat für 1885/86 bekannt. Herr Eugen Richter hat sofort ein Defizit von 32 Millionen herausgerechnet. Wenn diese Rechnung auch etwas übertrieben sein mag, so ist doch nicht zu leugnen, daß der Etat kein günstiges Bild aufweist. — Die zur Regelung der Angelegenheiten Konstantinas nach Berlin berufene internationale Konferenz wird im Laufe der Woche eröffnet werden; mehrere Bevollmächtigte der eingeladenen Staaten sind bereits in Berlin erschienen. — Bezüglich des Wahlergebnisses und des Aussehens des neuen Reichstages müssen wir der noch ausstehenden Stichwahlen wegen auf die nächste Rundschau verweisen. Für diesmal sei nur mitgeteilt, daß die Zentrums-

partei in mehreren Wahlkreisen den Konservativen zum Siege verholfen hat, dagegen von den Konservativen in allen zweifelhaften Wahlkreisen im Stich gelassen worden ist. Trotz oft geradezu unwürdiger Behandlung seitens der kulturkämpferischen Nationalliberalen haben die Konservativen doch überall diese gegen das Zentrum unterstützt. An manchen Orten wurde sogar eine fanatisch-religiöse Hege gegen die „ultramontanen Reichsfeinde“ in Szene gesetzt. Nun, die Konservativen werden selbst die bittersten Früchte aus dieser Verbrüderung mit den kirchenfeindlichen und kulturkämpferischen Nationalliberalen ziehen! — Der Reichstag wird zum 20. November einberufen.

Oesterreich. Der Minister des Auswärtigen, Graf Kalnoky sprach sich in verflossener Woche in dem Budgetausschusse der österreichischen Delegationen sehr klar und eingehend über das deutsch-österreichische Bündnis, „die unerrückbare Basis der gesamten auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns“, das wesentlich zur Stärkung der Macht und des politischen Einflusses der Habsburger Monarchie beigetragen, aus. Scharfe Worte fielen über das skandalöse Verhalten der Pforte in der Balkan-Eisenbahnfrage: die Kleinstaaten der Halbinsel, Rumänien, Serbien, Bulgarien, sind bereit zum Anschluß an die österreichischen Linien, nur die Pforte sträubt sich, ihren vertragsmäßigen Verpflichtungen nachzukommen. Den ausführlichen Darlegungen des Reichs-Finanzministers v. Kallay läßt sich entnehmen, daß vielfach bessere Zustände in den so arg verwilderten Okkupationsländern Bosnien und Herzegowina eingetreten sind. Die glücklich gelungene Bekämpfung des Räuberwesens, Hebung des Forstwesens in dem so waldreichen Gebiete, der Ausbau mehrerer Eisenbahnen sind ehrenvolle Zeugen der Thatkraft des leitenden Ministeriums. — Eine Konferenz der Bischöfe der österreichischen Kronländer steht dem Vernehmen nach in Sachen der projektierten katholischen Unversität in Salzburg bevor, und soll es sich hierbei hauptsächlich um die Stellung des Episkopates zu dem Projekte und die Ausbringung der materiellen Mittel handeln. Wahrscheinlich wird ein gemeinsamer Aufruf der Bischöfe an die Katholiken erscheinen. — Im patriotisch-katholischen Volksverein in Wien kam die bekannte Leonfelder Schulaffaire des Bischofs Rudigier vor Linz zur Sprache. Das Verhalten des Landes Schulrats und der Statthalterei von Oberösterreich wurde einer scharfen Kritik unterzogen und als eine große Mißachtung der bischöflichen Jurisdiktion bezeichnet, welche ein geschichtlich begründeteres Recht habe, als alle Staatsverfassung. Die Versammlung beschloß eine Vertrauensadresse an den Hochw. Bischof Rudigier.

Rußland. Das russische Schisma scheut sich nicht, seine Arme nach dem seit Jahrhunderten von der katholischen Bevölkerung Polens als Gnadenort hoch verehrten Czestochau und nach dem Gnadenbilde auf Jasna Góra auszustrecken. Die Pauliner-Mönche, schon seit Wochen mit dem Verlust ihrer Pfründe bedroht, unterlagen leider der Versuchung und duldeten nicht nur den schon schon lange vorher geplanten Eintritt des schismatischen Erzbischofs Leontius, sondern bereiteten demselben noch einen feierlichen Empfang, wie er nur dem rechtmäßigen Bischof gebührt. Der Prior und die Ordensbrüder empfingen den schismatischen Erzbischof am Eingange in kirchlichem Ornat (!) mit Weihwasser und geleiteten ihn in die Sakristei, wo ihm der Prior ein altes Kreuzifix mit christlicher Schrift zeigte. Leontius bemerkte, daß dies nicht das einzige Zeichen sei, welches für die Angehörigkeit Czestochaus zum Orthodoxentum zeuge. Czestochau verdanke seinen Ruhm dem Gnadenbilde, dessen Verhörung die Petersburger Synode angeordnet habe, weil es orthodoxen Ursprungs (!) und aus Konstantinopel übergeführt sei. In welcher Weise der katholische Bischof gegen die abtrünnigen Mönche verfahren wird, ist noch nicht bekannt. Die Entrüstung über die Entweihung dieses uralten Gnadenortes und über die feige Schwäche des Priors der Pauliner-Mönche, deren Schutz das Heiligtum anvertraut ist, ist allgemein. — Die Deputation der pöblachischen Uniten, welche dem Heil. Vater die für den russischen Kaiser bestimmte Petition vor kurzem persönlich überreichte, mit der Bitte, dieselbe auf diplomatischem Wege an den Beherrscher aller Kreuze zu befördern, hatte Rußland ohne Reisepässe verlassen, da den Uniten Auslandspässe von der Polizei grundsätzlich verweigert werden. Als nun der Leiter der Deputation, Jan Frankowski, ein allgemein geschätzter Bürger, auf der Rückreise von Rom nach der Heimat die

Grenze passieren wollte, verweigerte ihm die Grenzkontroll-Behörde die Rückkehr. Frankowski wandte sich an den General-Gouverneur Gurko mit einem Gesuch um die Genehmigung der Rückkehr in die Heimat. Das Gesuch wurde dahin beantwortet, daß der Rückkehr nichts im Wege stehe. Im besten Vertrauen auf diese offizielle Zusicherung trat Frankowski die Reise an und passierte auch ungehindert die Grenze. Auf russischem Gebiet aber nahmen ihn sofort zwei Gendarmen an der Grenze in Empfang, die ihm das Geleit nach Warschau gaben, wo er bis auf weiteres in der berückichtigten Citadelle unfreiwilligen Aufenthalt nehmen muß. Frankowski traf hier mit denjenigen seiner Glaubensgenossen zusammen, welche als Mitglieder der Uniten-Deputation an den Kaiser während seines Warschauer Aufenthalts einfach festgenommen und in der Citadelle interniert wurden. Welches das Schicksal dieser Armen sein wird, ist bei der bekannten russischen Justizpflege gegen alles, was den Namen Katholik und Pole trägt, nicht schwer zu erraten. Die Nihilisten aber freuen sich, daß ihnen die Regierung durch ihre empörenden Maßregeln gegen das festeste Bollwerk sittlicher und staatlicher Ordnung so mächtig in die Hände arbeitet.

Aus **Frankreich** kommen in den letzten Tagen Nachrichten von dem immer bedrohlicheren Auftreten der Cholera in den nordwestlichen Provinzen, besonders aber in Paris. Dort kamen am Sonntag gegen 200 Erkrankungen und 70 Todesfälle vor und zwar nicht nur in mehreren Vororten von Paris, sondern auch in einigen inneren Vierteln der Stadt. Die Verschlimmerung in den letzten Tagen ist dem Eintritt eines für diese Jahreszeit höchst ungewöhnlichen feuchtwarmen, ja heißen Wetters mit schweren, niederdrückenden Nebeln, welche die Zirkulation der Luft hindern, zuzuschreiben. Die Hoffnung, daß die Epidemie nicht die Verhältnisse annimmt, wie etwa in Neapel, beruht auf der Erwägung, daß das gegenwärtige Wetter nicht allzu lange anhalten könne. — In Peking sind Gerüchte verbreitet, nach welchen die Abtretung der Insel Formosa an Frankreich auf 20 Jahre behufs Abschlusses des Friedens beabsichtigt wird. 21 Mandarinen sprachen sich für den Vorschlag, Frieden zu schließen, aus. Der Vater des Kaisers ist jedoch dagegen. In Peking ist eine Anleihe von 5 Millionen Taels aufgenommen worden. Obwohl eine Hoffnung vorhanden ist, daß durch Vermittelung Englands ein dauernder Friedenszustand zwischen Frankreich und China geschlossen wird, so wird doch der „noch nicht erklärte“ Krieg weiter fortgeführt. General Brières meldet aus Hanoi vom 7. November: „Einige Seeräuberbanden wurden zersprengt. Die Chinesen machten erneute Angriffe auf Tuyenquan, wurden jedoch mit Leichtigkeit zurückgeworfen. Die Franzosen hatten einige Verwundete. Ein Telegramm Courbet's meldet aus Kelung vom selben Tage: Etwa 1000 Chinesen griffen am 2. November die die Straße Tanschi beherrschenden Befestigungen an, wurden aber nach dreistündigem Kampfe mit großem Verluste zurückgewiesen. Die Franzosen hatten einen Verwundeten.“ Es werden aber noch manche Siege erfochten werden müssen, ehe die Franzosen ihr Ziel erreichen. — In Paris ist die aus lauter Kirchenfeinden zusammengesetzte Budgetkommission zusammengetreten und hat ihre kirchenfeindliche Gesinnung sofort dadurch betätigt, daß sie 6346600 Frank vom Kultusbudget strich, wovon besonders die Seelsorgsgeistlichen am härtesten betroffen würden, wenn das Parlament diese Abstriche genehmigt. Doch steht zu hoffen, daß dies wenigstens nicht in diesem horrenden Maße geschieht.

Italien. Bei dem geheimen Konsistorium im Vatikan hielt der Heil. Vater eine kurze Ansprache, in welcher er von der bedrängten Lage und den Heimtückungen der Kirche sprach; er erinnerte an die Entsykita gegen die Freimaurerei, wodurch der Haß der Kirchenfeinde gesteigert worden sei. Die Kirche werde aber inmitten ihrer Bedrängnis getröstet durch eine glänzendere Bethätigung der Tugenden, der Eintracht, Liebe und Standhaftigkeit. Tröstlich sei der Aufschwung der Kirche in fernen Regionen, in Amerika, wo ein Konzil bevorstehe, in Australien und Indien, ferner in Afrika, wo die Verdienste des Kardinals de Lavignerie besonders hervorrangen. Der Papst versprach die Wiederherstellung des Erzbistums Karthago und proklamierte sechs Kardinalpriester und drei Kardinaldiakonen, unter welchen sich auch ein Deutscher, der Fürstbischof von Wien, Celestin Ganglbauer, befindet. —

Dem vor einiger Zeit zum apostolischen Delegaten von Ostindien ernannten Mgr. Agliardi, welcher sich auf der Fahrt nach seinem Bestimmungsorte befindet, hat die englische Regierung ein Schiff entgegengefesendet, um ihn offiziell zu begrüßen. In dieser Höflichkeitsbezeugung einer protestantischen Macht gegenüber einem Gesandten des Heil. Stuhles liegt eine Lektion für gewisse katholische Mächte Europas. England weiß die Dienste zu würdigen, welche ihr die Kirche in den Kolonien erweist, und der den Katholiken gewährte Schutz ist ehrenvoll für die englische Regierung und zugleich ein Akt weiser Politik.

England. Schon vor einer Woche erwähnten wir die Mißstimmung, welche sich in England gegen das Oberhaus (das Haus der Lords) bemerkbar machte. Bei der Grundsteinlegung des neuen Gebäudes für den liberalen Klub sprachen sich zum erstenmal die hervorragenden Vertreter des gemäßigten Flügels des Ministeriums Gladstone, Derby, Hartington und Harcourt aus. — Bankette sind in England besonders günstige Gelegenheiten für hervorragende politische Größen, ihre Ansichten über die politische Lage in die Öffentlichkeit zu bringen. So erwähnte denn auch bei dem Lordmayors-Bankett Lord Granville den Streit Frankreichs mit China, welchen er als lästig für Frankreich und voll wirklicher Gefahren für das chinesische Reich bezeichnete. Lord Granville sagte, beide Mächte seien sich wohl bewußt, daß Englands gute Dienste zu ihrer Verfügung stehen, wenn beide dieselben wünschten. Die englische Regierung werde aber ebenso erfreut sein, wenn die Vereinigten Staaten oder Deutschland oder ein anderes Land, welches weniger interessiert sei als England, in der Angelegenheit einschreiten und den Frieden wieder herstellen würde. In bezug auf Aegypten sprach Lord Granville die aufrichtige Hoffnung aus, daß General Wolseley nicht nur Gordon befreien, sondern daß es ihm auch gelingen werde, eine dauerhafte Regierung im Sudan zu begründen. Die Congo-Konferenz erwähnend, erklärte Lord Granville, England sei nicht im mindesten wegen der deutschen Kolonisation eifersüchtig. Die Regierung stimmte willig der vorgeschlagenen Konferenz zu, froh, Deutschland und England in Uebereinstimmung zu finden, hauptsächlich aber auch deswegen, weil Frankreich und Deutschland in dieser Angelegenheit einig sind.

Belgien. Die Kammern wurden wieder eröffnet, aber nicht vom Könige, ohne die hergebrachte Feierlichkeit. Dies verstimmte natürlich die Katholiken Belgiens, die Stützen des Thrones, sehr. Mit recht hebt das katholische Blatt »Journal de Bruxelles« hervor, daß gerade der gegenwärtige Augenblick sehr geeignet sei, ein offenes Wort an die Nation zu richten. Ein Wort aus dem Munde des Königs würde beruhigend auf das Volk wirken und das Ansehen des Monarchen selbst heben. Leider aber scheint dieser noch immer nicht einzusehen, wo er seine wahre Stütze zu suchen hat. Und doch müßte ihm die Sprache der liberalen Presse die Augen öffnen. In den letzten Tagen hat eine von fast allen Provinziallagern beschickte Freimaurer-Versammlung in Brüssel stattgefunden. Wichtige Entscheidungen sollen dort getroffen sein. Vielleicht präparirt man neue Straßenstandale? Die liberalen Blätter proklamiren bereits, wie wir es vorausgesagt, die Verdrängung auch des neuen Ministeriums. Im Gegensatz dazu erhalten die vom König abgedankten Minister Malou, Jacobs und Woste fortwährend Zustimmungsadressen aus allen Teilen des Landes.

Amerika. Der Kandidat der Demokraten, Cleveland, ist zum Präsidenten der „Vereinigten Staaten Nordamerikas“ nach hartem Kampfe gegen den Kandidaten der Republikaner, Blaine, gewählt worden, was uns mit aufrichtiger Freude erfüllt. — Obwohl die Vereinigten Staaten an manchem Gebrechen krank, so kann man doch sagen, daß die Rechtsanschauungen in vielen Beziehungen dort gesünder sind als in vielen Staaten Europas. Hier ein Beispiel. O'Donovan, ein renitent katholischer Priester, klagte gegen Bischof F. S. Chatard von Indianapolis, der ihn seines Amtes an der Kirche in Brownsville enthob, auf Entschädigung und trieb die Sache durch alle Instanzen bis an das Obergericht. Dieses hat nun endgültig entschieden, daß nur eine kirchliche Disziplinarfrage vorliege, welche nicht vor die Jurisdiktion des weltlichen Gerichtes gehöre.

Kleine Chronik.

* **Bernstein**, 4. November. Ueber die sittliche Verkommenheit eines achtjährigen Knaben wird der »F. D. Z.« berichtet: Am Sonntag nachmittag spielte ein achtjähriger Knabe mit einem vierjährigen. Während des Spieles entzweiten sie sich, und der Ältere ging fort mit den Worten: „Dir werde ich das zeigen.“ Er kehrte jedoch bald zurück und hatte die Hand voll Nachschäbchenbeeren, die er nun dem Jüngeren zu essen gab, bei welchem sich dann bald heftige Symptome einer Vergiftung einstellten. Dem energischen Eingreifen des Arztes haben die Eltern die Erhaltung des Kindes zu danken. Da der jugendliche Lauge nicht schon mehrere Diebstähle begangen hat, wird er nun wohl einer Besserungsanstalt zugeführt werden.

* **Bonn**, 4. November. Vor dem Schwurgericht wurde heute gegen den Tagelöhner Johann Klüser aus Loch verhandelt, welcher beschuldigt war, das Haus des Herrn Pfarrers Birken zu Rosbach mittels Dynamit in die Luft zu sprengen versucht zu haben. Klüser hat schon verschiedene Vorbestrafungen erlitten, darunter wegen Mißhandlung seiner leiblichen Mutter 6 Monate und 14 Tage Gefängnis. Er lebte in Kontinuität mit einer Frauensperson, weshalb Pfarrer Birken ihm ernste Vorstellungen machte. In der Nacht vom 18. auf den 19. April explodirte nun eine Dynamitpatrone im Keller des Pfarrhauses, wodurch der Mörkel von den Mauern gerissen, sowie Flaschen u. zertrümmert wurden. Der Schaden war kein sehr bedeutender. Eine zweite Dynamitpatrone wurde in dem Hause des Angeklagten vorgefunden. Das Urteil der Geschworenen lautete auf Schuldig. Der Gerichtshof erkannte auf drei Jahre Zuchthaus, fünf Jahre Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und Stellung unter Polizeiaufsicht.

* **Krefeld**, 5. November. Vor einigen Tagen stand in der »Köln. Zig.« ein Inserat, wonach ein hier geborenes Kind zu verpflegen war. Die hiesige Polizei hat nun, laut der »Niederth. Volkszig.«, Nachforschungen angestellt und in Erfahrung gebracht, daß ein hier wohnender arbeitsscheuer, dem Trunke sehr ergebener Schlossergeselle der Vater dieses Kindes ist. Als gestern diesem sauberen Patron ein Besuch abgestattet wurde, fanden die Beamten zwei Kinder, das jüngste ist erst sechs Wochen alt, in hilfloser Lage vor; die in der Stube umherliegenden Kattoffelschalen und Möhren, woran eines der Kinder aß, verrieten, welche Nahrung die armen Wümmchen erhielten. Gegen den Klavenvater wird mit aller Strenge vorgegangen werden.

* **Borbeck**, 6. November. Folgende heitere Wahl-Episode wird dem »Volksf.« mitgeteilt. Einem Diener der Gerechtigkeit wurde ein Wahlzettel des Zentrums kandidaten angeboten. Ganz entrüstet emgengnete er dem Betreffenden: „Was? meinen Sie, ich wollte meineidig werden? Ich habe meinem Kaiser den Eid geschworen und nicht Rom!“ Auch nicht läbel.

* **Münster**, 5. November. Vor der Strafkammer des hiesigen Landgerichts spielte sich vorgestern ein Wucherprozeß ab, wie wir hier glücklicherweise erst sehr wenige zu verzeichnen gehabt haben. Angeklagt war der Bäcker und Dreher Theodor Drachter aus Krosfeld der Ausübung des gewerbmäßigen Wuchers in der Zeit vom 14. Juni 1880 ab, dem Tage des Inkrafttretens des Wuchergesetzes. Auch vor dieser Zeit hat er sein sauberes Geschäft schon in großem Umfange betrieben, wie die Aussagen zahlreicher Zeugen bezeugen, welche die Staatsanwaltschaft heute laden lassen, um die Thätigkeit des Angeklagten zu charakterisieren. Er hatte es mit feinen unwissenden oder in Not befindlichen Opfern gemacht, wie es Gewohnheit solcher Leute ist: sie mußten ihm über größere Summen, als sie wirklich erbalten hatten, Wechsel mit kurzem Ziel geben; konnten sie — wie fast immer der Fall war — nicht einlösen, so wurden neue Wechsel ausgestellt mit enormem Aufgeld. So hatte Drachter 90 bis 144 Prozent Zinsen genommen und zahlreiche Personen geschädigt. Noch schreiender waren die Fälle, welche, weil nach dem Wuchergesetz gesehen, allein zum Gegenstand der Anklage gemacht werden konnten. In dem ersten hatte der Beschuldigte (abgesehen davon, daß er auf vor dem 14. Juni 1880 geliehene 11 000 Mark sich 16 000 Mark eintragen ließ) sich auf etwa oder vielmehr höchstens 1500 Mark eine Hypothek von 3500 Mark geben lassen und für 500 Mark einen Wechsel von 900 Mark. Im zweiten Falle waren von 1858 bis 1880 aus 400 Thaler durch Wechselprolongationen und Zinsen 26 000 Mark geworden und der Bauer ein Bettler. Im Sommer 1881 gab Drachter eine Abrechnung über 2340 Mark Zinsen und ließ sich dafür 3000 Mark eintragen. Die Staatsanwaltschaft beantragte wegen gewerbmäßigen Wuchers eine Gefängnisstrafe von drei Jahren und eine Geldstrafe von 15 000 Mark, sowie Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von fünf Jahren. Der Gerichtshof erkannte, wie wir der »Köln. Volkszig.« entnehmen, wegen Wuchers in zwei Fällen auf eine Gefängnisstrafe von neun Monaten, eine Geldstrafe von 1000 Mark und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von zwei Jahren.

* **Sildesheim**, 2. November. Vor der Strafkammer hiesigen Landgerichts hatte sich vorgestern der Schüler des Realgymnasiums dahier, Heinrich Henke, 15 Jahre alt, zu stellen, der bekanntlich am 17. September d. J. versucht hatte, das hiesige Gymnasium Andreamm in Brand zu stecken. Der jugendliche Verbrecher glaubte, auf solche Weise das Klassenbuch, in das er mit einem Tadel gezeichnet war, vernichten und so seine Zensur vor dem Eintreten des Tadelns bewahren zu können. Der Staatsanwalt beantragte 1½ Jahr Gefängnis, während der Gerichtshof auf ein Jahr Gefängnis erkannte. Ein etwas älterer Bruder des Verurteilten, gleichfalls Gymnasiast derselben Anstalt, hat sich, wie die »Berm.« berichtet, vor einigen Jahren selbst um das Leben gebracht, gleichfalls durch falsches Ehegefühls getrieben.

* **Aus Baden**, 8. November. In Flehingen, der Heimatgemeinde des Hirsch Hausmann, kam bei der letzten Reichstagswahl folgender ergötzlicher Fall vor. Beim Öffnen der Wahlzettel präsentirte sich den Augen der Wahlkommission statt des Namens eines Kandidaten auch ein Schuldschein, worin ein Bäuerlein aus einem benachbarten Orte bekannte, daß er dem Juden L. in Flehingen eine gewisse Summe Geldes schuldig sei. Verblüfft über diesen kuriosen Wahlzettel ließ die Wahlkommission den in dem Schuldschein genannten Juden durch den Polizeidiener ins Wahllokal rufen, wo es sich sofort herausstellte, daß der gute Israelite seinen auf „Bronner“ lautenden Wahlzettel bei der Wahl zu Hause gelassen und statt dessen den Schuldschein in die Urne legte. Er verlangte natürlich das Handschriftchen, wie er es nannte, energisch zurück und wollte statt dessen seinen eigentlichen Wahlzettel als gültig anerkannt wissen. Allein die Wahlkommission war anderer Ansicht: beides würde ihm abgeschlagen. Der Schuldschein wurde als ungültiger Wahlzettel den Akten angeheftet und an das Bezirksamt Bretten geschickt von wo er wohl nach Sinsheim — in die Hände des Wahlkommissars und vielleicht noch nach Berlin an den Reichstag gelangen dürfte. Dem Juden wurde einweilen eine Bescheinigung darüber ausgestellt. Zum Glück hat der verwechselte Bronner-Zettel auf das Ergebnis der Wahl im 13. Wahlkreise keinen Einfluß geübt.

* **Bern**, 3. November. Laut eines vom Bundesrat soeben erlassenen Kreis Schreibens an die Kantonsregierungen ist, um den unter den die Schweiz besuchenden deutschen Handwerksburschen so häufig vorkommenden Vertauschungen, Entwendungen und Fälschungen von Legitimationspapieren so viel als möglich zu begegnen, die Anordnung getroffen worden, daß sowohl die kaiserliche Gesandtschaft, als auch die kaiserlich deutschen Konsulate in der Schweiz an solche Deutsche, die in der Schweiz nicht anständig sind, nur folgende Legitimationen ausstellen: 1) Zwangs- oder Lauspässe zur direkten Rückkehr in die Heimat, gültig auf zwei bis höchstens zehn Tage, für diejenigen, welche sich über ihre Person und den Zweck ihrer Reise nicht gehörig ausweisen können; 2) provisorische Legitimationen, gültig zum Aufenthalt in der Schweiz bis zur Beschaffung eines Heimatscheines (in der Regel vier bis sechs Wochen), für diejenigen, welche in der Schweiz Wohnsitz nehmen wollen und sich gehörig legitimirt haben. Diese Ausweisschriften enthalten die Unterschrift dessen, für den sie ausgestellt sind, die Zwangs- und Lauspässe außerdem noch ein genaues Signalement. Sie sind für die kaiserliche Gesandtschaft und die kaiserlichen Konsulate von einheitlicher Form und durch besondere Einrichtung gegen Nachahmung geschützt.

* **Rom**, 6. November. Ein apostolischer Brief des Papstes bestätigt das Urteil des Kardinal-Erzbischofes von Compostella über die Echtheit der Reliquien des heiligen Jacobus des Älteren und seiner Schüler Athanasius und Theodoros. In dem Briefe erinnert der Heilige Vater an die zahlreichen wunderbaren Auffindungen von Reliquien der Heiligen, deren gerade unsere Zeit gewürdigt worden ist, die so sehr der Tröstung des Glaubens bedarf. Unter diesen Auffindungen ist eine der bedeutendsten die des heiligen Apostels Jakobus und seiner beiden Schüler. Der Brief erzählt die seltsame Geschichte der Reliquien im Laufe der Jahrhunderte seit den römischen und maurischen Einfällen in Spanien und bespricht dann ausführlich die neuerliche Auffindung durch den Kardinal-Erzbischof von Compostella. Eine vom Heiligen Vater ernannte Kommission hat an Ort und Stelle die geschichtlichen Ueberlieferungen, die Erinnerung der früheren Kapelle und die Reliquien aufs genaueste geprüft und das vom Kardinal-Erzbischof gefällte Urteil richtig erkannt. Der Heilige Vater bestätigt dies nun. Gleichzeitig wird, um zur Verehrung der Heiligen anzueifern, allen Christgläubigen, welche nach würdiger Empfang der heiligen Sakramente in einer dem heiligen Jakobus geweihten Kirche oder, wo eine solche nicht existirt, in einer vom Ordinarius der Diözese bestimmten Kirche in der Meinung des Heiligen Vaters beten, ein willkommener Ablass verliehen.

* **Paris**, 9. November. Um den Staatshaushalt ins Gleichgewicht zu bringen, soll sogar das Almosen, das Brot der Hungerleidenden und Waisen, besteuert werden. Auf Vorschlag Roges hat die Staatshaushalts-Kommission beschlossen, eine Steuer von 3 Prozent auf den Haushalt, also doch wohl das Einkommen, der kirchlichen Genossenschaften zu legen, wodurch mehrere Millionen aufgebracht werden sollen. Bekanntlich sind die meisten Männerkongregationen vertrieben worden, ihre Häuser sind in andere Hände übergegangen. Es bleiben deshalb hauptsächlich die mittelständigen Werke gewidmeten, überwiegend weiblichen Genossenschaften. Dieselben erhalten im ganzen gegen 200 000 Kranke, Greise, Waisen und verwahrloste Kinder, Krüppel und Unheilbare in ihren Anstalten. Vermögen besitzen sie nur wenig, oft noch bedeutende Schulden auf ihre Häuser. Sie leben deshalb nebst ihren Schülklingen von miltben Gaben, von dem sehr bescheidenen Ertrage ihrer Arbeit; sie sind also Arme im vollsten Sinne des Wortes. Und von diesen will man einige Millionen Steuern eintreiben? Aber wird es da nicht gehen wie bei einem reichen Pariser Geschäftsmanne, welcher jährlich 20 000 bis 25 000 Franc zu setzte, um für Arme ein billiges gutes Speisehaus im Betriebe zu erhalten, dasselbe aber schloß, als man ihm noch eine hohe Gewerbesteuer auferlegte? — Der »Indépendant«, ein in Bar le Duc erscheinendes Blatt, erhält aus Tongking eine höchst erstrenliche Nachricht, die allen französischen Budgetsorgen ein Ende zu machen geeignet ist. „Das Gold,“ so berichtet diese Zeitung, „ist in Tongking in solchem Ueberflusse vorhanden, daß man in einzelnen Gegenden Enten nur zu dem Zwecke züchtet, um in ihren Excrementen das Gold zu sammeln, das sie in Bächen und Flüssen mit der Nahrung verschluckt haben.“

Feuilleton.

Die Ruffentaufe.

(Nachdruck verboten.)

Novelle von F. v. Krecking.

(Fortsetzung.)

7. Kapitel. Tagebuchblätter.

So weit hat mein Freund erzählt, als wir in der stillen Winternacht zu seiner Heimat zurückfahren. In der Ferne dümmerten die Umrisse des Wohnhauses auf.

„Den Rest werden sie aus dem Munde oder vielmehr aus dem Tagebuche eines Augenzeugen vernemen, beredter als ich es Ihnen schildern könnte,“ schloß er. Ich sah ihn fragend an. „Fräulein Valerie, die mit meiner Mutter bekannt war, hat die schrecklichen Begebnisse des Winters 186— aufgezeichnet und das Büchlein meiner Mutter überlassen. Sie können sich denken, daß es ein kostbarer Familienschatz für uns ist. Die Lektüre desselben, namentlich der scheußlichen sogenannten „Ruffentaufe“, wird Sie überzeugen, daß von Rußland für uns kein Heil zu hoffen ist.“

Einige Stunden darauf saß ich im behaglich erwärmten Fremdenzimmer und las noch in derselben Nacht mit wachsender Spannung die letzten Schicksale Tomanomos. Das Büchlein war geschmackvoll gebunden, die Schrift fein und zierlich, hier und da schon etwas verwischt, als ob eine Thräne darauf gefallen.

Den 30. Oktober 186—. Die Sorge um meine mütterliche Freundin hat mir wohl gethan. Sie hat mich aus dem schlummerähnlichen Zustande gerissen, in den ich bei der schrecklichen Nachricht gefallen. O Gott, Du weißt, wo die beiden Teuren jetzt weilen! Wenn sie nur die eine Wohlthat genießen, vereint ihre Leiden tragen zu dürfen.

Die Mutter hat mich schon wiederholt gefragt, ob ich nichts vom Gange der Verhandlungen erfahren. Ich habe ihr die Unwahrheit sagen müssen, daß die Entscheidung aufgeschoben sei. Die Wahrheit würde sie nicht ertragen.

Heute ist eine neue Persönlichkeit im Dorfe erschienen: ein russischer Pope. Was die Regierung wohl vor hat? Bedenkt sie durch ihn unsere guten Tomanomer zur russischen Kirche zu bekehren? Daran greift sie fehl, meine Heimatleute werden treu zu ihrem Glauben halten. Heute nachmittags habe ich eine Charakteristik der russischen Geistlichen gelesen, die nicht sehr schmeichelhaft lautet: „Die Popen sind Menschen voll knechtischer Gesinnung, von vollendeter Unwissenheit, verachtet von jedermann; sie sind Unglückliche, welche das Schicksal ihrer Geburt, oder der Wille des Kaisers zu Priestern gemacht hat, wie anderswo die Geburt jemanden schon zum Diener oder Sklaven bestimmt. Der Befehl ihres Herrn und Meisters bringt die Popen in die Armee, oder macht den Soldaten zum Geistlichen. Der Pope ist ein Spion des Kaisers, der niedrigste seiner Diener. Die Ehre des Elibats, der evangelischen Keuschheit, ist ihm verboten. Er predigt und schmeigt auf Befehl. Von oben mit Füßen getreten, rächt er sich an dem armen Volke. Er lebt vom Verkauf der Sakramente, der Zeremonien des Himmels; und trotz alledem fürchtet und bezahlt ihn das russische Volk, weil es so tiefgläubig ist.“

Ist diese Schilderung nur zur Hälfte wahr, welche hier der Pater von dem russischen Geistlichen entwirft, dann hat meine arme Heimat hoffentlich nicht viel von ihm zu fürchten.

Zwei Tage später — am Nachmittage war der Pope zum Besuch hier. Ich wollte mich entfernen, weil ich fürchtete, daß mir seine Anwesenheit höchst peinlich sein werde; aber meine Tante zwang mich halb zu bleiben. Es ist ein gar nicht so übel aussehender Mann in mittleren Jahren mit langem Barte und bescheidener Kleidung. Nur sein Auge irrt unstät und hat zuweilen einen lauernden stehenden Blick. Er scheint mir herzlich unbedeutend zu sein. Er erzählte meinem Onkel eine Anekdote, die ich zu seiner Kennzeichnung hierher setzen will:

„Ich war in meiner vorigen Stellung, ich weiß nicht wie, in den Verdacht der Irrgläubigkeit gekommen. Plötzlich erschien eines Morgens, als ich noch kaum aufgestanden und gerade mit meiner Frau den Morgenimbisß einnehmen wollte, unser hochwürdige Metropolit. Ich zitterte an allen Gliedern. Er nahm mich allein, examinirte mich auf meine Rechtgläubigkeit, ließ mich die Namen der Wochenheiligen aufzählen

und war ganz befriedigt. „Da hast Du etwas,“ sagte der hochwürdige Herr, „für Deinen Schreck,“ und dabei gab er mir ein Heiligenbildchen, das ich besonders verehere.“ —

Heiligenbildchen, — Examination, — Frau, und das ist ein Mann, der der geistige Vater des Volkes sein soll! Welch' Glück, daß wir Katholiken nicht mit solchen Geschöpfen gesegnet sind.

Mein Onkel horchte ganz andächtig. Er ist überhaupt ganz entzückt von dem Geistlichen seiner Kirche. Meine Tante rümpfte etwas die Nase und schien ein heimliches Lächeln zu unterdrücken.

Als ich gestern nachmittags spazieren ging und den Bauer Boguslaw traf, fragte ich ihn, ob er nicht fürchte, daß der neue Pope Unbequemlichkeiten machen könne.

„D,“ meinte er lachend, „wenn er etwas will, so geben wir ihm Geld; für Geld thun die Popen alles, dafür beschleunigt er mir fogar, daß ich seinen Gottesdienst besuche, wenn ich auch gar nicht dagewesen bin.“

Gott gebe, daß er nicht zum Unheil gekommen und daß alles zum Guten sich wende.

Den 11. November. — Armes Tomanowo! Meine Befürchtungen scheinen sich zu bewahrheiten. Raum vermag ich alles klar niederzuschreiben, bei all' den traurigen, bitteren, trostlosen Gedanken, die mein Herz durchirren.

Meine mütterliche Freundin ist nicht mehr. Schneller als sich beim Beginn der Krankheit voraussagen ließ, ging es mit ihr bergab. In den letzten Tagen bin ich gar nicht von ihrem Lager gewichen. Sie war nur ruhig und zufrieden, wenn meine Hand in der ihrigen lag.

Bis zum letzten Augenblicke blieb sie bei vollem Bewußtsein. Noch hoffte sie stets auf die Rückkehr Dimitri's; wie gern malte sie sich Bilder unseres zukünftigen Glückes aus und bedauerte nur, daß sie nicht mehr teil daran nehmen könne. Arme Mutter! Am letzten Tage verging sie fast vor Sehnsucht nach ihrem Kinde. Dabei das heiße Verlangen nach den Tröstungen unserer Religion, und niemand war da, sie ihr zu spenden. O, jetzt habe ich es erst verstanden, was es heißt, hinüberzugehen ohne Priester, ohne geistlichen Beistand; selbst ihr, der frommen Seele, wurden die letzten Augenblicke dadurch verbittert.

Am Morgen ihres Todestages erschien der Pope, um ihr seine geistliche Hilfe anzubieten. Nur mit Mühe konnte ich ihn davon abhalten, daß er nicht an das Sterbelager trat. Er warf mir beim Weggange einen keineswegs freundlichen Blick zu.

Mit dem Namen ihres Sohnes auf den Lippen, meine Hand kraupfhaft mit ihrer kalten umschließend, verschied sie.

Gestern morgens war das Begräbniß. Trotz des bitterkalten Morgens, trotz des süßhohen Schnees war das ganze Dorf erschienen, um der Mutter der Armen, die für alle stets Hilfe, Rat und Trost gewußt, die letzte Ehre zu erweisen. Dicht gedrängt umstand die schweigende Menge das Grab; es war die erste Tote, die ohne Priester sollte eingesargt werden. Vielen standen die Thränen in den Augen; waren es Thränen um die Heimgegangene, war es der Schmerz um den Verlust des Pfarrers, war es die Ahnung des Kommenden?

Gerade hatten die Männer den Sarg, der die sterbliche Hülle der Leuern umschloß, hinabgelassen, da tritt aus der Kirche, in vollem russischen Priesterornat, der Pope, um die Einsargung vorzunehmen. Ihn folgten statt der kirchlichen Diener eine Anzahl Kosaken. Das Schauspiel, welches wir am Grabe der Schwester des Pfarrers erlebt, wiederholte sich. Aber ach! es fehlte der Besonnenen, der wachsame Hirt, der seine Kinder vor übereilten Schritten zurückhalten konnte, und niemand war da, seine Stelle zu ersetzen.

Ein drohendes Murren erhob sich beim Anblick des Popen. Derselbe sah keineswegs mutig, sondern eher blaß und zagend aus, und würde gern den Weg wieder zurückgegangen sein. Doch es ging nicht.

Die Kosaken sprangen vor und drängten sich gewaltig durch die Menge und bahnten dem Pope so den Weg zum Grabe. Als er an der Gruft stand, wollte er einige begütigende Worte sagen.

„Im Namen des Kaisers stehe ich hier, um diese Leiche nach wahren christlichen Brauche“ — weiter kam er nicht.

„Weg da!“ rief eine laute Stimme, es war die des kecken, mutigen Boguslaw und zugleich riß er den

Popen ziemlich unfaßt beiseite, indes die Menge einem Instinkte gleichsam folgend, als wolle sie nicht das Grab von der Hand des schismatischen Geistlichen entweihen lassen, Erde und Schnee ergriff und damit in wenig Augenblicken die offene Gruft füllte.

Dann zerstreute sie sich; aber mehrere Bauern, Boguslaw an der Spitze, wurden von den wütenden Kosaken zurückgehalten und mußten ihr kühnes Vorgehen schwer büßen. Hundert Hiebe mit der Kosakenpeitsche lautete das Urteil des Kosakenoffiziers für Boguslaw und fünfzig für die andern und heute soll die Strafe vollzogen sein; man soll weithin, wie Pimola sagte, das Jammer der Unglücklichen gehört haben. Arme Heimat!

Den 17. November 186—. Der Pope zeigt immer klarer seine wahren Absichten. Pimola erzählte, er ginge von Haus zu Haus und suchte in der einschmeichelndsten Weise den Bewohnern die Irrigkeit ihrer religiösen Ansichten beizubringen und ihnen den russischen orthodoxen Glauben als den alleinigen wahren Glauben anzupreisen. Nebenbei lasse er denn auch einige Bemerkungen über die Sonne der kaiserlichen Huld, Gelbbelohnungen, Ländereien fallen, schreke die Leute mit der Androhung eines furchtbaren Strafgerichtes, wenn sie hartnäckig blieben.

Gottlob! hat man ihm bisher überall die Thür gewiesen in mehr oder minder höflicher Weise. Wenn nur niemand durch die Aussicht auf irdischen Gewinn sich fixieren läßt!

Pimola hatte einen Gedanken, der mir gut gefiel. Er will mit mehreren Bauern eine Petition an den Kaiser richten; vielleicht, daß die Großherzigkeit desselben dem unhaltbaren Zustande hier ein Ende macht. Sie wollen darin vertrauensvoll der kaiserlichen Majestät die Verhältnisse schildern, wie sie seit Beginn des Sommers sich entwickelt, wie die Spionage Lomins begonnen, wie wahrscheinlich durch dessen verleumderische Schilderungen der Pfarrer gefangen genommen, die Kosaken ins Dorf gekommen seien, in welcher Weise sich diese benommen und wie den Bauern nun noch zu guter Letzt ihr alter, angeerbter Glaube genommen werden solle.

Pimola ist voll freudiger und zuversichtlicher Hoffnung. Ich kann sie leider nicht teilen; ist es ja nicht einmal sicher, ob die Petition, welche Pimola und ein Genosse nach der Provinzialhauptstadt bringen wollen, jemals zu den Stufen des Thrones Sr. Majestät gelangt; können die Herren sie nicht in der Provinzialhauptstadt zurückbehalten? (Fortf. folgt.)

Ein „Komet“.

(Schluß.)

„Was muten Sie mir zu?“ rief sie erregt, „was glauben Sie? Was geht Sie meine Toilette, mein Haar an? Darüber habe ich allein zu verfügen. Adieu!“

„Behüte Sie Gott, Madame,“ sagte der Vater ruhig, „erinnern Sie sich gütig, was ich Ihnen jetzt sage: Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und zu Staub werden wirst. — Wenn Sie einmal Gott im Ernste finden wollen, so legen Sie die Eitelkeiten Ihres vergötterten Leibes vorerst auf Seinen Altar in Demut — ohne das gibt es keine Hoffnung und keine Gnade für Sie. Und beten Sie, daß Gott nicht schon in diesem Leben Sie allzusehr die Nichtigkeit dieser Erde erkennen läßt.“

Der „Komet“ hatte die letzten Worte gehört. Noch einmal vornehm grüßend, schritt sie stolz hinaus. Erst daheim kam ihr nach Weiberart der Jörn recht, der arme Herzog mußte es büßen. Denn er war heute mit seiner feierlichen Werbung gekommen, der „Komet“ aber so sehr hoch im Uebermut gestiegen, daß sie ihn in kürzester Hand und aber auch für immer abwies.

Das war in der Fastenzeit 1870. Ein Vierteljahr später brach der Krieg aus, drei Vierteljahre nachher beherrschte die Kommune mit Blut und Petroleum die Stadt Paris.

Es kam der Frieden, die Republik, die Milliarden waren bezahlt, Mädchen, die vor dem Kriege Kinder waren, traten jetzt als große Damen in die Öffentlichkeit der Bälle und Aufzüge, das alte Leben begann aufs neue, aber noch glänzender, raffinierter denn zuvor — der „Komet“ ist aber verschollen, er war verschwunden und vergessen.

Es war ein vorbedeutungsvoller Name, den die

stolze Adèle durch den Volksmund erhalten hatte. Es steht ein Komet eines Tages am Himmel in voller Pracht, der alles andere verdunkelt und weit hinter sich läßt, so daß sich aller Augen geblendet und bewundernd auf ihn lenken, um dann plötzlich wieder zu verschwinden und unterzutauchen in den unermeßlichen Tiefen des Alls, daß auch nicht mehr die leiseste Spur von dem glänzenden irrenden Gestirn da ist — das war Adeles Schicksal. Vergessen! —

Doch einmal, einen Augenblick, tauchte ihre Erinnerung wieder auf. Jemand, der sie vorher gekannt hatte, war zufällig, wenn man so sagen darf, an ihr Sterbebett gekommen und hatte diese letzte Begegnung auch anderen mitgeteilt. Er hatte die gefeierte Schönheit nämlich — in einem Spitale wiedergefunden.

Da lag eine Gestalt, mit Tüchern so bedeckt, daß nichts sichtbar war; das Angesicht war fast vollständig bedeckt. Der Vater saß eben bei der Kranken und betete mit ihr.

Die Kranke hatte zufällig den Besucher gesehen und erkannt, sie schrieb mit zitternder Hand etwas auf ein Täfelchen; die Barmherzige Schwester nahm das Tuch vom Gesichte der Kranken, und der alte Bekannte des „Kometen“ sah mit fürchterlichem Entsetzen ein menschliches Gesicht, das vollständig vom Krebsse zersessen war.

Nase, Wangen, Lippen, Ohren waren vollständig verschwunden, da und dort starrten aus der blutigen Umhüllung die weißen Schädelknochen hervor. Nur das Auge war noch nicht zerstört; aber blutunterlaufen schaute es den ehemaligen Bewunderer so ernst, so trauervoll und doch so unfähig geduldig und ergeben an, daß dieser weinend zusammenbrach vor dem armen Bette.

Der „Komet“ war vom Himmel gefallen; aber der Fall war ihm zum Heile geworden. Adèle bekehrte sich gründlich und täglich schrieb sie — das Sprechen war vorüber für immer — auf ihr Täfelchen als Morgengebet: „Te Deum laudamus.“

Längst hatte sie sich mit Gott ausgesöhnt durch Buße und oftmalige hl. Kommunion; so ist sie auch gestorben unter flehentlichem Ausrufung der Barmherzigkeit Gottes und lebendigster Dankbarkeit gegen seine fährende und allmächtige Hand.

Das lange goldene Haar ist in beinahe gleicher Schönheit geblieben bis zu ihrem Tode. Als sie gestorben war, wurde es ihr abgeschnitten — sie hatte das ausdrücklich bestimmt — und drei Tage lang in der Kapelle eines Bistzerinnenklosters vor einem Muttergottesbilde so auf den Boden gelegt, daß die Bistzerinnen und Nonnen alle darüber wegschreiten und darauf treten mußten. Dana wurde es verbrannt.

Die Haare hatten die Länge von fünf Fuß. Sie ist nun in Frieden gestorben, und in der Hoffnung, der Gott, welcher nicht Opfer, sondern Gehorsam will, werde dieses Opfer gnädig aufgenommen haben, eben deshalb, weil es aus und im Gehorsam dargebracht worden ist.

Als der „Komet“ starb, nämlich vor zwei Jahren, da sprach alle Welt in Paris davon und alle dortigen Zeitungen berichteten es; heute ist sie längst vergessen.

Wenn einer der Leser ein Vaterunser für die Seelenruhe der Toten beten will, so mag er's thun, denn der Geschichte liegt die Wahrheit der Thatfachen zu Grunde.

Am Mutterherzen Jesu.

Einmal durst' an Jesu Herzen ruhen
Ein Kind in stiller, selger Lust,
Und durst' sein liebes Köpfchen bergen
An des Erbsers treuer Brust.

An diesem Herzen, das voll Liebe,
Ein Mutterherz, uns hat genährt,
Das uns gespeist mit seinem Blute
Und Gottesliebe uns gelehrt,

Das unsre arme nackte Seele
Gekleidet mit der Gnade kleid,
Das treu uns schütz und treu uns hütet,
Das für uns wacht in Not und Leid:

An diesem Herzen, driu wir alle
Geschrieben sind mit Liebesglut,
An diesem Herzen, das vergossen
Für uns den letzten Tropfen Blut,

O daß auch wir doch alle würden
Wie dieses Kind so fromm und rein,
Dann möcht auch uns in diesem Herzen
Ein stilles Anheplätschen sein.

J. v. R.

Hierzu eine Beilage.

Studiosus Pippig.

Zu Anfang der zwanziger Jahre lebte auf der Universität zu Halle ein Student, namens Pippig, der hinsichtlich seiner kleinen Statur von seinen Kommilitonen den Spitznamen Pipin der Kurze empfangen.

Pippig war sonst ein geschicktes Kerlchen, auch fleißig, nur von der unseligen Idee befangen, daß ihm ein großes Talent zur Schauspielkunst innewohne, ihm, den die Natur so stiefmütterlich ausgestattet und ein Organ verliehen, welches sich gerade so anließ, als wenn man ein Stückchen Postpapier zerreißt.

Wenn er seinen Freunden mitteilte, daß er über kurz oder lang doch einmal zur Bühne gehe, so gab's allemal ein kleines Gelächter oder etliche, die auf seine Pläne scheinbar eingingen, rieten ihm Heldenrollen an, als Götz von Berlichingen, Karl Moor u. dergl.

Pippig dachte: es ist am besten, du verschweigst einem jeden deinen Plan und thust, wie du es für gut befindest. Auf! bald wird man von mir reden, in mir lebt ein zweiter Esclair, ich springe auf die Bretter und wenn ich nicht in Jahr und Tag ein Mitglied der Berliner Hofbühne bin, so will ich Hans Maß heißen.

Institutionen und Bandelken wurden jetzt beiseite geschoben und dafür Schiller's Räuber vorgenommen. In einem Tage war die Rolle herausgeschrieben und nun ging es an's Lernen. Wenn Pippig im Bette lag, erklang es: Menschen! Menschen! falsche heuchlerische Krokodilentrut! — Wenn er mittags im „Pflug“ speiste und ein Kälberbraten auf die Tafel kam, flüsterte er: Ganz, ganz muß ich ihn haben, und wenn du mir ihn ganz bringst, so sollst du eine Million . . . Hier wurde er unterbrochen, indem ihn sein ehemaliger Stubenbursche an die unlängst gepumpten zehn Böhmen erinnerte. Aber Pippig sah und hörte nicht, er war ganz Moor vom Scheitel bis zur Sohle, und suchte sich einsame Plätzchen, wo er deklamieren konnte, z. B. nach Passendorf, und sogar nach der „schwarzen Schürze“ wurden Abstecher gemacht. Vertieft in seine Rolle ging er des Weges und als er einmal mit allem Pathos die Turmszene vor sich hinspielte und ausrief: O seht! seht! es ist mein eigener leiblicher Vater! stand ein Ochs vor ihm, der nach Halle zur Schlachtbank geführt wurde. Als ihm einst im „Kühlen Brunnen“ der Markteur einen Krug Merseburger gebracht und er ihn in kräftigen Zügen getrunken, stöhnte er: Dein Wasser ist gut, Schweizer!

Nach Verlauf von vier Wochen war unser Pippig bühnenreif, das heißt, er konnte seinen Karl Moor zu jeder Stunde loslassen.

Da fügte es sich, daß in dem zwei Stunden von Halle entfernten Städtchen Lauchstädt ein Schauspieldirektor ankam und seinen Theatrisarren in die „goldene Sonne“ schob, welcher Gasthof dazu ausersehen war, den Lauchstädttern von den Brettern, welche die Welt bedeuten, alle Spießchen und Kramer'schen Kraft- und Saftstücke vorzuführen.

Pippig wanderte eines Tages nach Lauchstädt, sah sich eine Komödie mit an und trug noch selbigen Abend dem Prinzipal sein Anliegen vor, indem er bemerkte, daß er im vollständigen Besitz der Garderobe sei, die zu dieser Rolle erforderlich, besonders ein paar prächtige Kanonentiefel habe.

„Ein paar Kanonentiefel! rief der Direktor, indem sich sein ganzes Gesicht verklärte. „Kommen Sie, Freundchen, Sie sind engagirt!“

Pippig sollte wieder nach Halle. Schon den nächsten Freitag sollte er agiren, sollte er die heißen Bretter betreten.

Kein Musesohn erfuhr das Mindeste von seinem Vorhaben. Zu seinen Freunden sagte er, daß eine Reise zu einem Vetter im Werke sei. Zwei Tage vor dem anberaumten Tage wanderte er nach Lauchstädt, wo der Direktor der Wanderbühne ihn den Mitgliedern derselbe vorstellte. Jetzt kam aber ein klitzlicher Punkt. Der Historienvater wollte gedruckte Zettel nach Halle schicken, indem Schiller's Räuber ein akademisches Publikum nach Lauchstädt locken sollten.

„Mein Name auf den Zettel? Nichts da! ich taufe mich um, ich heiße Fischer! — Jetzt aber noch eins. Kein Mensch in Halle darf erfahren, daß dieser Fischer der Studiosus Pippig ist, sonst kommen sämtliche Studenten heraus und es entsteht im Theater ein Heidenlärm.“

Das war Wasser auf des Direktors Mühle. „Ganz, wie Sie wünschen, Herr Fischer!“ — Jetzt hatte er aber nichts Eiligeres zu thun, als nach Halle zu gehen und auf irgend einer Studentenkneipe ein Wörtchen fallen zu lassen, daß ein Studiosus, namens Fischer-Pippig, bei ihm den Karl Moor verarbeiten werde.

Wie ein Waldbrand verbreitete sich die Nachricht unter sämtlichen Akademikern. Als der Freitag herangenaht, da zogen sämtliche Studiosi nach Lauchstädt. Ganze Verbindungen; die Bandalen, die Braunschweiger, die Hildeser, die Thüringer und Pommern, sie kamen angestiegen zu Fuß und zu Roß, es war eine allgemeine Wallfahrt.

Karl Moor-Fischer-Pippig war außer sich; er war aber seiner Sache so gewiß, daß er wähnte mit Glanz durchzukommen. Die verhängnisvolle Stunde nahte

Kulisse mit anzusehen. Als sie hinaufgehen, schlenbert natürlich auch pflichtgetreu die große Buldogge eines Landsmannschafers mit hinterdrein.

Karl Moor tobte in voller Leidenschaft und wie er das Horn des Aufruhrs durch die ganze Natur blasen will, läuft aus den Kulissen rechts eine Kake über die Bühne. Eben brüllt Karl Moor-Pippig mit gespreizten Beinen die Worte: „Auf, ich fühle Armeen in meiner Faust!“ Da erblickt die Buldogge das Käzlein, fährt wie der Blitz heraus, dem Karl Moor unter die Beine, daß dieser seinen Sarras fallen läßt und so rückwärts auf dem Hunde sitzend zum Tempel hinausreitet.

Keine Feder schildert das Gelächter, welches in ein wahrhaftes Brüllen ausartete. Die anderen Hunde im Parterre mußten mit Gewalt zurückgehalten werden, und wäre der Souffleur nicht so geschickt gewesen, das Zeichen zum Fallen des Vorhanges zu geben, so hätte die Hunde-Komödie noch Zuwachs erhalten.

An ein Puppenspiel war nun nicht zu denken, zumal Herr Pippig mit seiner Debütrolle so unvermutet auf den Hund gekommen. Er sah ein, daß er nicht zum Schauspieler passe, und die halbe Universität holte ihn mit Hurrah aus dem Garderobezimmer, wo er der Kunst für immer entsagte.

Der Direktor und sämtliche im Stücke beschäftigten Schauspieler, unter denen natürlich auch die Amalie, wurden zu einem Punsch eingeladen, wie ihn Lauchstädt nie gesehen.

Erst um Mitternacht brach die Schar auf. Pippig ließ den Lauchstädttern seinen „Fischer“ und dem Direktor eine glänzende Einnahme zurück. Seine Kommilitonen setzten ihn in einen vierspännigen Wagen; ehe er einstieg, warf er seinen in Halle für zwei Thaler gekauften rothen Federstutz unter die dastehenden Schauspieler, indem er rief: „Wer nach mir Hauptmann sein will, der hebe ihn auf!“

Sapperment, da wollte jeder Hauptmann sein, selbst der Lampenputzer, denn alle fielen darüber her.

Hurrah! die Peitschen hieben auf; unter dem Gesang: „Ein freies Leben führen wir!“ ging es zurück nach Halle, wo Pippig wieder die Institutionen und die Bandelken hervorsuchte.

Student Pippig ist später ein nicht unbekannter Jurist geworden, in Amt und Würden und sogar als Abgeordneter (wir haben natürlich den Namen geändert) vor einigen Jahren gestorben. In Freundeskreisen erzählte er noch bis an sein seliges Ende von seinem ersten Versuch als „Karl Moor“ und seinem Ritt auf der Dogge.

Weiblicher Gehorsam.



Erste Frau: „Sie thun immer, was Ihr Mann sagt?“
Zweite Frau: „Zummer; aber ich schmeichle mir, daß er nichts anderes sagt, als was ich haben will.“

heran, der alte Moor setzte sich auf seinen Stuhl, sein Sohn Franz mit der roten Perrücke trat ihm zur Seite, der Vorhang rauhste auf.

Der Saal war gedrückt voll, Kopf an Kopf, nichts wie farbige Mützen und Schnürenröcke, Brillen und Schnurrbärte, sogar etliche Hunde waren in der Komödie.

Mit der größten Spannung wurde die Szene erwartet, wo Karl Moor auftritt. — Pippig, angethan mit Kanonentiefeln und einem mächtigen Sarras an der Seite, erschien.

Als er auftrat herrschte Ruhe, doch augenblicklich rief eine mächtige Bassstimme: „Guten Morgen, Herr Fischer!“

Dies war das Zeichen zum allgemeinen Applaus. Pippig wurde empfangen wie noch nie der größte Mime. Als er seine dünne Zwirnstimme erhob, da brach das Gelächter im vollsten Maße aus. Der Debütant ließ sich aber nicht stören, er paukte seine Rolle weiter und stellte sich ungemein bärbeißig.

Jetzt aber kommt die Hauptsache. Einige Studiosi, denen unten die Hitze zu arg wurde oder die sich Amalien in der Nähe beschauen wollten, hatten sich jenseits des Souffleurkastens geschlichen, um das Ding hinter der

und über die nur kleinen Seelen eigentümliche Rache erhebt.

Der treffliche Kaiser, Otto der Große, der leuchtende Stern des zehnten Jahrhunderts, feierte einst das Osterfest zu Pavia. Der Truchseß bereitete eine glänzende Tafel. Einen Osterladen unter andern Speisen setzte er auf, dessen köstlicher Duft einen jungen Prinzen aus Schwaben, welcher sich in des Kaisers Hoflager aufhielt, so lüstern machte, daß er seiner Begierde nicht widerstehen konnte, noch vor Eröffnung der Tafel ein Stück davon abzubrechen.

Das ergrimmt den Truchseß dergestalt, daß er es wagte, den Stoc zu erheben, um die knabenhafte Auführung zu züchtigen. Unglücklicherweise verwundete er den Prinzen derart, daß dessen Hofmeister, Heinrich von Kempton, als er seinen Zögling bluten sah, in solche Wut geriet, daß er den Truchseß niederstieß.

Da trat der Kaiser ein; er sieht seinen treuen Diener ermordet und befiehlt, sogleich den Thäter hinzurichten.

Der Hofmeister wirft sich zu des Kaisers Füßen und bittet um Gehör; doch Otto versagt es ihm.

In Verzweiflung fällt der wütende Mensch den Kaiser an, schlägt ihn zu Boden, raufst seinen Bart,

Demütige Größe.

Großen Geistern ist eine gewisse Unverletzbarkeit eigen, welche sie über alle Beleidigungen, und über die nur kleinen Seelen eigentümliche Rache

und würde ihn wahrscheinlich ohne die Hilfe der Umstehenden erwürgt haben.

Man greift den Rasenden und will ihn nun zum Gericht führen; doch der Kaiser, noch kaum von dem Schreck sich erholend, ruft ihn zu sich, und sagt ihm sanft: „Ich bekenne, daß nicht du, sondern Gott mich durch deine Hand gezeichnet und geschlagen, dieweil ich das obrigkeitliche Amt in Anbörung der Sache durch Zornesverleitung hab' unterlassen; weil ich nun meines Amtes vergessen, so hat mich Gott an diesem Tage des Herrn durch deine Züchtigung mit gebührendem Schmerz erinnern lassen, wie ich mich fernerhin in dergleichen Fällen verhalten soll.“

Er begnadigte den Reuigen; doch weil du meinen Bart, des Mannes Bier, gerauft hast, sollst du mein Angesicht meiden, sagte er, und entließ ihn.

Ein Kind erlangt die Heilung seiner erblindeten Mutter.

Dr. Nevejan zu Thouront mußte im Jahre 1874 sehen, wie seine Frau in ganz kurzer Zeit gänzlich erblindete. Dieses schreckliche Unglück traf sie, nachdem sie schon ein volles Jahr in Krankheit und Leiden zugebracht hatte. Dr. Nevejan hatte anfangs einige Hoffnung, sie zu heilen und behandelte sie in Gemeinschaft mit seinem Vater, welcher Arzt in Essen war, aber bald entschwand ihnen alle Hoffnung. Man wendete sich noch an die berühmtesten Augenärzte in Belgien und Deutschland, aber das Uebel widerstand allen angewandten Mitteln. Die Augen waren weit offen, als ob sie sähen, aber es drang kein Lichtstrahl hinein. Der scharfe Sonnenstrahl oder ein helles Licht, das bei völliger Dunkelheit plötzlich vor das Auge gebracht wurde, machte nicht den mindesten Eindruck. Bald verschlimmerte sich ihr Zustand so, daß man ihr die heiligen Sterbefamente reichte. Die Ärzte hielten den nahen Tod für gewiß.

Frau Nevejan unterließ nicht, die Mutter Gottes täglich um Hilfe anzusprechen. Vom 9. September 1874 an pflegte sie täglich ihre Augen mit Wasser von Lourdes zu waschen. Wie gern wäre sie zur Grotte gewallfahrtet — aber daran war nicht zu denken. Ihre Schwester und ihre Nichte machten zwar die Wallfahrt in ihrem Namen, aber ohne Erfolg. Die Kranke sagte immer: Ich werde nichts erlangen, wenn ich nicht selbst dahin gehen kann.

„D wenn ich doch meine Kinder sehen könnte!“ rief sie oft schmerzlich in herzerreißendem Tone aus. — Ihre Kinder! — Sie hatte deren drei, darunter war der fünfjährige Louis, der kleine Engel, welcher die Heilung seiner Mutter ersehnte, und Ferdinand, den sie kurz vor ihrer Krankheit geboren hatte.

Unerwartet zeigte sich eine kleine Besserung in dem Zustande der Kranken, aber kein Lichtstrahl erhellte die schwache Finsternis, welche ihre Augen umnachtete.

Eines Tages kam der kleine Louis voll Freude, seiner Mutter zu erzählen, daß in Dostater eine Grotte von der lieben Mutter von Lourdes sei und eine schöne Statue der heiligen Jungfrau und ein Bassin mit echtem Wasser von Lourdes, gerade so wie in Lourdes selbst, und daß viele Leute da geheilt wurden. „O Mama, laß uns doch dahin gehen, du wirst sehen, die liebe Mutter Gottes macht dich da wieder sehend!“ bat der Kleine. Frau Nevejan beschloß, gleich nach Dostater zu gehen; aber ihr Mann trat dem energisch entgegen, da eine solche Reise ihr nur schaden und man eine solche Tollheit nicht verantworten könne. Frau Nevejan erzwang es aber doch und trat trotz ihres elenden Zustandes am 13. Mai 1875 in Begleitung ihrer Schwester, des kleinen Louis und zweier Neffen die Reise an. Diese Reise war für sie sehr schmerzvoll und peinlich, aber endlich erreichten sie doch ihr Ziel, die Grotte zu Dostater.

Der kleine Louis lief gleich schon voraus zur Grotte, warf sich zu den Füßen der Gottesmutter nieder und fing an, mit einer solchen Inbrunst zu beten, daß alle Gegenwärtigen verwundert auf ihn blickten. Jetzt breitete er seine kleinen Arme in Kreuzesform aus und rief unter Thränen mit lauter Stimme: „O liebe heilige Jungfrau Maria, gib doch meiner Mama das Augenlicht wieder! — O liebe Mutter Gottes, laß doch Mama wieder sehen!“ Dann wandte er sich um zu seiner Mutter und fragte: „Mama, siehst du noch nicht?“ — „Nein, mein Kind!“ war die Antwort. Und das Kind ruschte auf seinen Knien bis dicht vor

der Statue der heiligen Jungfrau und fing aufs neue an laut zu beten und zu flehen, so innig, so dringend, so inständig und herzerreißend, daß alle vor Rührung weinten: „Liebe heilige Jungfrau, liebe Mutter Gottes, laß meine Mama doch wieder sehen!“

Nachdem sie so ungefähr eine Stunde in der Grotte zugebracht hatten, sagte Frau Nevejan zu ihrer Schwester: „Marie, ich habe derartige Schmerzen im Kopfe, daß ich es nicht mehr aushalten kann.“ — „Vielleicht ist es der entscheidende Augenblick der Heilung,“ antwortete Marie, „laß uns doch noch hier bleiben.“ Aber die Augen wollten sich nicht dem Lichte öffnen.

Endlich war die Zeit zur Abreise da. „O Jungfrau,“ sagte die arme kranke Blinde, „du läßt mich also abreißen, wie ich gekommen bin, ohne mir geholfen zu haben!“ — Der kleine Louis ließ sich währenddem durchs nichts in seinem Bitten und Flehen stören und endigte jedes Ave Maria mit der Bitte: „Liebe heilige Jungfrau, liebe Mutter Gottes, laß doch meine Mama wieder sehen! Gib ihr doch das Augenlicht wieder zurück!“ — Dann wendete er sich abermals um und fragte: „Mama siehst du noch nicht?“

In demselben Augenblick hatte die Kranke ihr Taschentuch in das Wasser des Bassins getaucht und sich die Augen damit gewaschen. — „Mein Gott,“ rief sie auf einmal aus, „ich sehe mein Taschentuch! — Ich bin geheilt! — Ich sehe!“ — „Mama, Mama! Kannst du jetzt wieder sehen? — Bist du geheilt?“ rief der kleine Louis und fiel seiner Mutter um den Hals und bedeckte ihr Gesicht mit Thränen und Küffen. — Einige Minuten später betete Frau Nevejan selbst aus einem Gebetbuche die lauretaniische Litanei laut vor.

Ein Telegramm flog rasch nach Thouront, um Dr. Nevejan die glückliche Nachricht zu überbringen. Er eilte ihnen sogleich entgegen und stieg, schon auf halbem Wege, in Zedelhelm in das Eisenbahn-Koupee, worin die Seinigen Platz genommen hatten. Wer vermag seine Thränen und seine Freude über die wunderbare Heilung seiner Frau zu beschreiben?

Der Zug kam gegen sieben Uhr abends in Thouront an. Die Nachricht hatte sich rasch in der Stadt verbreitet und eine zahllose Menge erwartete sie bei ihrer Rückkunft. Man umgab sie von allen Seiten. Da auf einmal entfährt ein Schrei ihrem Munde! Sie hat die Wärterin erblickt, welche ihr jüngstes Kind auf den Armen trägt. Sie läuft dahin, umfaßt ihr Kind, das sie kaum gekannt, und drückt es weinend an ihr Mutterherz. Es war eine ergreifende Szene!

Herr Dr. Nevejan, ergriffen bis ins Tiefinnerste seines Herzens, schlug an seine Brust und rief: „Ja, mein Gott! — Ich glaube! — Ich glaube!“

Gerichtliche Miscellen.

V.

Ein Advokat schaute aus seinem Fenster. „Seid Ihr der Mann in dieser Straße, der die Suppliken macht?“ rief ihm ein Bauer von der Gasse zu. „Ja, der bin ich,“ antwortete der Advokat. Der Bauer fragte weiter: „Was kostet denn eine?“ — „Sechs, acht, zwölf Groschen,“ sagte der Advokat, „nachdem sie ist.“ — „Na, so werst mir eine für acht Groschen herunter!“ rief der Bauer.

Ein Bauer klagte auf einen Schuldschein. Als er denselben vorlegte, fand sich, daß auf der Rückseite eine Abschrift stand. Der Richter fragte, wozu er denn diese gemacht habe? „Ich fürchtete, das Original zu verlieren,“ antwortete der Bauer.

Erscheint eines schönen Morgens, während der Rechtsanwalt Grundrecht gerade im Fenster seines schönen Hauses steht und in die Straße hineinschaut — Kundschaft erwartet oder in Gedanken sich ergehend, wie magere Prozesse fett zu machen, — ein ehrsamtes Bäuerlein, das sonst wie blindlings des Advokaten Hauses gefunden, diesmal mit wichtigem, fast tiefstänigem Gesicht in der Straße, bleibt endlich stehen, besteht sich nach der Reihe die Häuser und nimmt dann des Advokaten Grundrecht Behausung ganz besonders aufs Korn. Nachdem er dieselbe von oben bis unten bedächtig angeschaut, nimmt er seinen Knotenstock, auf dem er mit kräftigen Einschnitten Fuß und Zoll nach gebräuchlichem Maß sich vorgemerkt, und beginnt rechts an der Ecke das Haus abzumessen, zählt halblaut die gemessene

Strecke zusammen, bleibt stehen, addirt mit sorglichem Fleiß Fuß und Zoll zusammen, und damit kein Irrtum unterlaufe, mißt er dann auch von der Linken zur Rechten des Advokaten Grundrecht ehrliche Wohnstätte nach ihrer ganzen Breite. Das sieht der Rechtsgelehrte vom Fenster mit billigem Erstaunen und wird endlich ärgerlich, daß sich das Bäuerlein auf offener Straße unterfängt, seinen Bauernmaßstab an sein respektvolles Wohnhaus zu legen. Ob er den Barthel von Schundweiler auch kennt, er reißt endlich das Fenster auf, und fährt den messenden und zählenden Bauern mit kaum verhaltenem Grimme an: „Was habt Ihr da zu messen und zu zählen an meinem Hause? Was soll das heißen auf offener Straße?“

Das Bäuerlein macht ganz gelassen sein Exempel fertig und schaut dann höchst ruhig den Herrn Rechtsbeistand an. „Nichts für ungut, Herr Doktor, ich wollte mir nur das Breitemaß vom Ihrem Hause nehmen. Es geht wirklich.“

„Was geht wirklich?“ schrie nun noch aufgebrachter der Doktor, während bereits allerhand Zuschauer sich sammelten.

„Seht, Herr Doktor,“ erwiderte das Bäuerlein, „mein Haus ist schon hier hineingegangen, ich wollte nun sehen, ob ich auch die Scheune durchbrächte.“ Dabei machte der Bauer ein erzdummes Gesicht, aber die Leute auf der Straße, welche den Doktor kannten, lachten übermäßig, jener schlug grimmig das Fenster zu und — der Barthel von Schundweiler schüttelte den Kopf und ging weiter.

Herr Gerichtshalter tritt ins Büroazimmer, und findet seinen Amtsdienner auf dem Lehstuhl sitzend eingeschlafen. „He, Muckenhuber, was fällt ihm ein! Er bildet sich gewiß ein, er sei der Gerichtshalter. Dumm genug ist er dazu.“

Ein Bauer aus der Gegend von Strehla war auf den Landtag gegangen. Die Zeit, wo er heimzukehren versprochen, war aber längst vorüber und er kam nicht. Seine Frau ward ängstlich, lief von Zeit zu Zeit vors Dorf hinaus und guckte sich die Augen aus, ob der gute Christlieb nicht endlich heim käme. Vergeblich. Sie fing an zu jammern und zu schreien. Die Nachbarn trösteten. Als sie sich gar nicht beruhigen wollte, sprach Nachbar Hinz: „Aber Frau Marthe, Sie ängstigen sich ganz unnötigerweise, was soll denn Christlieb geschehen sein?“ „Ach,“ rief Frau Marthe, „ihr kennt meinen Mann nicht. Ich dachte es, daß es so kommen würde. Warum ist er auf den verwichenen Landtag gegangen!“ „Aber, was soll ihm auf dem Landtag übles widerfahren?“ frug man wieder. „Wie?“ antwortete Marthe, „auf dem Landtag nichts übles widerfahren? Mein Mann ist hitzig und der König ist hitzig, und wenn nun die beiden zusammen kommen? Der König redt sich schon 'raus, aber Christlieb hat kein Mundwerk.“ — Hier erstikten Thränen ihre Worte. Den Nachbarn ging die Gefahr jetzt ebenfalls zu Herzen, in die sich Christlieb begeben hatte, als derselbe zur allgemeinen Freude um die Kirchhofmauer bog. Nicht, wie die gute Marthe in ihrer Unschuld glaubte, sein Streit mit dem Könige auf dem Landtag, sondern das heuer so gut geratene Bier im Waldschlößchen war die Ursache seiner späten Nachhausekunft gewesen.

lokales und Provinzielles.

Breslau, 12. November.

— Am Montag nach dem Vormittag-Gottesdienste im Dome erteilte der hochw. Herr Weihbischof Dr. Gleich in der Kreuzkirche 315 Firmlingen — meistens Gymnasiasten und Auswärtigen — das hl. Sakrament der Firmung.

— Die Frauen zum guten Hirten, welche am 15. November vor 25 Jahren ihre schwere, reich gesegnete Aufgabe hier unter vielen Sorgen und Opfern begonnen haben, werden, wie das „Schlesf. Kirchenbl.“ meldet, am 15. d. die große Freude haben, daß ihr neues Gebäude die kirchliche Weihe erhalten wird. Der Kirchenbau dürfte erst im kommenden Frühjahr vollendet werden.

— Mit der Führung der Kirchenbücher in der erledigten katholischen Pfarrei Bodland, Kreis Rosenberg, ist der daselbst angestellte Hilfsseelsorger Hawerda beauftragt worden. Gesuche um Erteilung von Kirchenbuchauszügen sind an den genannten Geistlichen zu richten.

— Der königl. Regierungspräsident Freiherr v. Jünder hat unter d. m. 25. Oktober cc. eine für weitere Kreise bestimmte Verfügung erlassen, welche in ihrem wesentlichen Inhalte folgendes besagt: In einer der ländlichen Ortsschaften des diesseitigen Regierungsbezirkes hat sich der be-

klagenwerte Fall ereignet, daß infolge des Genusses von Brot, welches aus mütterkornhaltigen Roggen bereitet war, eine Person gestorben ist und fünf andere schwer erkrankt waren. Der von vorjähriger Ernte gewonnene Roggen war so stark mit dem Mutterkornpilz verunreinigt, daß drei Mägden (3/4 Mehen) Roggen schon fast eine Obertasse Mutterkorn enthielten. Zur Verhütung ähnlicher Erkrankungen scheint es notwendig, die Bevölkerung auf die Gefährlichkeit des Genusses von Roggen, welcher mit Mutterkorn verunreinigt ist, und auf die Notwendigkeit einer sehr sorgfältigen Reinigung solcher Getreidesorten wiederholt und in belehrender Weise aufmerksam zu machen. Auch sind nach Maßgabe des Reichsgesetzes vom 14. Mai 1879 die auf die Märkte gebrachten und im Handel vorkommenden Roggenarten und Mühlenprodukte hinsichtlich einer Verunreinigung durch Mutterkorn eingehend zu untersuchen, eintreffenden Falles aber ist gegen die Schuldigen das gesetzliche vorgeschriebene Strafverfahren einzuleiten. Der mit Mutterkorn verunreinigte Roggen ist noch in anderer Richtung gefährlich, wenn die bei der Reinigung entstehenden Abfälle als Viehfutter verwendet werden, indem dergleichen Abfälle die Gesundheit des damit gefütterten Viehes zu zerstören und selbst den Tod herbeizuführen geeignet sind. Das Mutterkorn bildet im vollendeten Zustande kumpfförmige, hornartig gekrümmte, bis 4 cm lange und 6 mm dicke Körperchen, die sich im ausgedroschenen Getreide unschwer erkennen lassen, da sie sich sowohl durch die dunklere Färbung, wie auch durch ihre größere und eigentümliche Form von den Roggenkörnern deutlich abheben. Das durch Mutterkorn verunreinigte Mehl ist zwar nur mittels des Mikroskops und auf chemischen Wege als solches zu erkennen; es nimmt aber bei längerer Aufbewahrung eine graue Farbe an erhält einen bitteren Geschmack, Kennzeichen, welche die Verunreinigung zum wenigsten vermuten lassen.

Der königl. Polizeipräsident Freiherr von Uslar-Gleichen erläßt folgende Bekanntmachung: Nachdem der seitherige Oberarzt Dr. Haunschild zum zweiten Kreisarzt des Stadtkreises Breslau ernannt und der Stadtkreis in zwei kreisärztliche Bezirke — in einen östlichen und einen westlichen Bezirk — geteilt worden ist, ist dem ersten Kreisarzt, Departementärarzt Dr. Ulrich, der östliche Stadtbezirk und dem zweiten Kreisarzt Dr. Haunschild der westliche Stadtbezirk überwiesen worden. Die Kontrolle des Schlachthofes und der Zentralfleischschlächtereien wird von den beiden Herren Veterinärbeamten allmonatlich abwechselnd wahrgenommen werden. Die Grenze der beiden Stadtbezirke bilden: Die Kaiser-Wilhelmsstraße, die neue und alte Schweidnitzerstraße, die Schmiedebücke, Univeritätsbrücke, Matthiasstraße und Hundsfelder Gasse.

Auf Einladung des Herrn Ministers der öffentlichen Arbeiten hat der schlesische Zentralgewerbeverein den Direktor der Breslauer Baubank, königlicher Kommissionsrat Benno Milch, zur Teilnahme an der Konferenz, betreffend die Beratung von Submissionsbedingungen bei Hochbauten für Staatszwecke, deputirt. Die Konferenz findet am 13. d. M. in Berlin statt. Der schlesische Zentralgewerbeverein hat seinem Deputierten die Ergebnisse einer von ihm veranstalteten Sachverständigen-Enquete, wobei fünfzehn Gutachten eingegangen sind, als Information mitgegeben.

Wie bei den richterlichen, so ist gegenwärtig auch bei den Subalternbeamten der Gerichte eine derartige Ueberfüllung eingetreten, daß junge Subalternbeamte bis 3 Jahre und noch längere Zeit nach abgelegter Prüfung warten müssen, bevor sie auf nur vorübergehende Beschäftigung und auf Bezug von Diäten rechnen können, auf feste Anstellung aber noch länger warten müssen. Es sind dies ähnliche Verhältnisse, wie solche bei den Gerichten vor etwa zwanzig Jahren bestanden haben, wo es nicht selten war, daß Beamte das 25. und 30. Lebensjahr erreichten, bevor sie zum Bezüge von Diäten gelangten, und deshalb gezwungen waren, sich um anderweitige Stellen zu bemühen, bis etwa im Jahre 1868 ein plötzlicher Umschwung, d. h. Mangel an Beamten eintrat, der für dieselben die sog. „gute Zeit“ bildete, die etwa bis zum Jahre 1882 währte.

Nach dem für den Monat September d. J. von seiten des hiesigen städtischen statistischen Büreaus erstatteten Monatsbericht stellte sich die Bevölkerungsziffer der Stadt Breslau zu Anfang September auf 291 885, und zu Ende September auf 292 712, sodaß sich ein Plus von 827 Seelen ergab. Im Juli und August war eine Abnahme der Bevölkerung um 283 Personen konstatirt worden.

Nach einer im Ministerium der Medizinal-Angelegenheiten gemachten, also amtlichen Zusammenstellung des „Heilpersonals“ im preussischen Staate sind im laufenden Jahre (die Nachweisung dürfte am 1. v. Mts. geschlossen sein) vorhanden: 472 Kreisphysikate und 8735 Aerzte. Von letzteren entfallen auf die schlesischen Regierungsbezirke: Breslau 514, Liegnitz 270, Oppeln 217.

Nachdem es zur Kenntnis des Kriegsministers gelangt war, daß die Einberufung von Reservisten (zu den zwölftägigen Uebungen zc.) und Landwehrmännern in Zeiten fallen, während welcher die Einberufenen in landwirtschaftlichen Arbeiten gekört werden, hat sich derselbe an den Minister der Landwirtschaft gewandt, um von diesem die Zeiten zu erfahren, welche in den verschiedenen Landes-teilen für die Einberufung zu wählen wäre, damit letztere den Beteiligten so wenig wie irgend möglich lästig falle.

Nach dem Impfgesetz für das Deutsche Reich vom 8. April 1874 soll der Schutzpocken-Impfung jedes Kind vor dem Ablaufe des auf sein Geburtsjahr folgenden Kalenderjahres unterzogen werden. Bezüglich dieser Verpflichtung kann nur durch ein ärztliches Attest für das nächste Jahr Aufschub erlangt werden. Da die vorerwähnte gesetzliche Bestimmung aus Unkenntnis oder Nachlässigkeit öfter außer acht gelassen wird, sodaß den Eltern oder Pflegeeltern dann recht empfindliche Geldstrafen erwachsen, so möge im allgemeinen Interesse darauf aufmerksam gemacht sein, daß vor Ablauf des Jahres 1884 sämtliche im Jahre 1883 geborenen Kinder geimpft sein müssen, falls nicht ein ärztlich bescheinigter Hinderungsgrund vorliegt. Unentgeltliche

Impfungen werden in Breslau auch in diesem Winterhalbjahr an jedem Mittwoch und Sonnabend von 4 bis 5 Uhr im königlichen Impfsinstitut (Vorwerkstraße 10) ausgeführt. Wiederimpfungen sind ausgeschlossen.

Die für das nächste Jahr anzugebenden Paßkarten erhalten einen hellgrauen Anstrich. Der letztere wird alle Jahre geändert, damit diese Reiseausweise leicht von einander zu unterscheiden sind.

Im dritten Quartal d. J. sind bei veterinär-polizeilichen Revisionen auf dem Schlachthofe als für menschlichen Genuß unbrauchbar erklärt worden: A. Rindvieh: 8 Rinder mit hochgradiger allgemeiner Tuberkulosis, 14 Rindslungen mit Tuberkeln, 2 Rindslibern mit Tuberkeln, 5 Rindslungen mit Blasenwürmern, 1 Rindslieber mit Blasenwürmern, 1 Rind mit jauchiger Bauchfellentzündung, 2 faulig gewordene Rindsviertel, 1 krepirtes Kalb, 3 ungeborene Kälber. B. Schweine: 43 Schweine mit Finnen, 5 krepirte Schweine, 3 Schweine mit hochgradigem Kollaus, 5 Hammellebern mit Eiern. Die betreffenden Tiere beziehungsweise tierischen Teile sind teils gänzlich vernichtet, teils der Ausnützung zu technisch-gewerblichen Zwecken überwiesen worden.

Am Freitag, den 7. d. Mts., nachts, langten per Eisenbahn aus den v. Tiele-Windler'schen Fischteichen bei Palkowitz, Kreis Rybnik (Oberschlesien), für den hiesigen Stadtgraben bestimmte 70 Schod zwei- und dreijährige Lachs- und Spiegellarpfen an, welche sofort in den Stadtgraben eingeleitet wurden.

Die Thomasstraße hier selbst hat, wie von dem kgl. Polizeipräsidenten bekannt gemacht wird, die Bezeichnung „Am Brigittenhal“ erhalten.

Am 6. d. Mts., nachmittags 3 Uhr, sprang an den Fischtrögen auf der Burgstraße ein hiesiger Buchdrucker, nachdem er sich zuvor eines Teiles seiner Bekleidung entledigt hatte, in den Oderstrom hinab. Es sammelte sich natürlich alsbald eine große Menschenmenge am Ufer und mehrere Fischer lösten sofort ihre Rähne und eilten dem in Lebensgefahr schwebenden Manne zu Hilfe. Es gelang auch bald, den Mann, der sich schwimmend an der Oberfläche hielt, wieder aufs Trockene zu bringen. Der Buchdrucker wurde demnächst vorläufig nach dem Polizeigefängnis gebracht. Bei seiner Vernehmung gab er an, er habe eine Wette kontrahirt, daß er im stände sei, über das unweit jener Stelle belegene Wehr zu schwimmen. Diese Wette hätte er gestern zum Austrag bringen wollen. Der Mann hätte bei dem tollkühnen Unterfangen zweifellos den Tod gefunden, wenn nicht rasch Hilfe zur Stelle gewesen wäre.

Der in der Kaufmann'schen Wollspinnerei auf der Klosterstraße beschäftigte 33 Jahre alte Arbeiter Ernst Dählich wollte am 6. d. Mts., vormittags, im Garbenstalle ein Stückchen Watte, die in einer Maschine hängen geblieben war, rasch entfernen, geriet dabei aber mit der linken Hand in die Carden. Dem Manne wurden die Weichteile und Sehnen der Hand vollständig zerrissen, so daß die Erhaltung des schwer verletzten Gliedes sehr fraglich erscheint. Der Verunglückte fand Aufnahme im Kloster der Barmherzigen Brüder.

Der 28 Jahre alte Knopfmacher Euard Fiebig aus Esdorf, Kreis Trebnitz, fiel dieser Tage von seinem Wagen herab und wurde überfahren. Er erlitt dabei einen Splinterbruch des linken Unterschenkels. Der 5 Jahre alte Sohn des Stellenbesizers Jänsch in Gallowitz, Kreis Breslau, kam an einem der letzten Tage mit der rechten Hand in das Räderwerk einer Drechselmaschine und biß dabei drei Finger der Hand ein. Dem 39 Jahre alten, auf der Trebnitzerstraße wohnenden Arbeiter Karl Hoffmann fiel beim Aufladen ein schwerer Gegenstand auf die linke Schulter zurück und stigte ihm einen Bruch des Schlüsselbeines zu. Alle diese Verunglückten fanden Aufnahme im hiesigen Kloster der Barmherzigen Brüder.

Liegnitz, 9. November. Wie der „Liegn. Anz.“ vor kurzem berichtete, reisen in dem Landgerichtsbezirk Liegnitz Personen umher, welche namentlich bei der Landbevölkerung Prämienlose, mit deren Verkauf sie von Bankfemen beauftragt sein wollen, gegen Ratenzahlungen abzuschließen versuchen. Diese Personen legen sich die Namen Krause, Landschütze oder Leupold bei und scheinen bezüglich des Preises und des Wertes jener Lose unrichtige Angaben zu machen, um zu deren Ankauf anzuregen. Die Staatsanwaltschaft hat das Ersuchen ausgesprochen, ihr über den Aufenthaltsort der genannten Losverkäufer Nachricht zu geben zu lassen. — Ans den letzten Sitzungen der Strafkammer des hiesigen Landgerichts ist folgendes zu erwähnen: Der 30 Jahre alte Glaser Gustav Riegel aus Goldberg hatte sich wegen Veruntreuung beim Einsammeln einer Kollekte zu verantworten. Er ist nämlich vor einiger Zeit in verschiedenen Gegenden unserer Provinz als Sammler von Beiträgen für die Schwabes-Priesemuth'sche Stiftung (Schulstiftung) in Goldberg umhergeschickt worden und hat dann von dem so eingesammelten Gelde verschiedene Beträge, in Gesamthöhe von mindestens 12 M., unterschlagen und zur Verdeckung dieser Unterschlagungen nachträglich das betreffende Geberverzeichnis gefälscht. Wegen dieser Unterschlagung wurde der Genannte zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. — Kürzlich nachmittags befand sich auf dem Schlachthofe ein Schwarmer Tauben, unter welche plötzlich hoch aus der Luft ein Silber sentrecht herabschöß. Im Nu hatte er eine Taube erfaßt; ehe er jedoch mit seiner Beute wieder aufsteigen konnte, trieben ihn mehrere Felschergesellen derart in die Enge, daß er die Taube fahren ließ und in die Schlachthalle flog. Dort wurde er bald eingekappt, wobei er sich mit Schnabel und Krallen energisch zur Wehr setzte.

Arnsdorf, im Riesengebirge, 10. November. Vor einiger Zeit ging ein vorgebllicher Baron B. als angeblicher Reisender für die Kaufmann'schen Pappfabrik des Otto Scholz in Liegnitz in unserem Dorfe herum, um solche Stempel an den Mann zu bringen. Dabei gelangte er auch zu dem hiesigen Schuhmacher Schiller. Da derselbe launhaftig war, wußte der Baron unter der Vorspiegelung, daß sich der Käufer

Porto erspare, wenn er dasselbe im voraus bezahle, demselben 50 Pf. als solches abzulösen. Hierdurch ermutigt, ging genannter Reisende nach Krummhübel, wo er sich den Schuhmacher Lindau als Opfer aussah. Demselben mußte er nicht nur das Porto, sondern den ganzen Preis im Betrage von 4 M. abzuschwindeln. Da besagte Stempel viel länger, als die angesagte Frist von 8 Tagen auf sich warten ließ, wendete sich L. direkt an die Fabrik, von welcher er die tröstende Antwort erhielt, daß sie überhaupt keinen Baron B. als Reisenden beschäftige. Vielleicht können sich unsere beiden Betrogenen mit anderen Leichtgläubigen trösten.

Goldberg, 4. November. Der Ackerhäusler Weinknecht zu Nieder-Alzenau hat heute seine Ehefrau durch Er-würgung ums Leben gebracht und die Leiche sodann in den Mühlgraben geworfen. Kurze Zeit nach dieser That hat Weinknecht sich selbst im Mühlgraben ertränkt. Beide Eheleute lebten wegen ihrer Vermögensverhältnisse schon längere Zeit in Unfrieden.

Hainau, 6. November. Dem hier in der Wirbel'schen Hansfabrik beschäftigten Arbeiter Friedrich Köhler, einem jungen, kräftigen Manne, war beim Tragen von Fellen ein giftiger Bestandteil, jedenfalls von dem Felle eines am Milzbrand verendeten Tieres, in eine kleine Wunde am Halse gekommen, infolgedessen der ganze Körper durch Bluter-giftung infizirt wurde. Alle ärztliche Hilfe war, wie das „Hain. Sttbl.“ mitteilt, vergebens, unter furchtbaren Leiden hauchte der Unglückliche, der zuletzt noch von Lobsucht befallen wurde, vorgerhen abend sein Leben aus. Der Dahingegangene erfreute sich großer Beliebtheit.

Sprottau, 7. November. In Ottenberg, hiesigen Kreises, haben konservative Agitatoren den Wählern vorgeredet, daß letztere einen Bahnhof bekommen und die Buchsteuer für sie in Wegfall kommen würde, falls sie ihre Stimmen bei der Stichwahl dem konservativen Grafen Kanitz geben sollten. Daß Graf Kanitz nicht in der Lage sein würde, solche Versprechungen wahr zu machen, genirt die Agitatoren nicht im geringsten, sie haben auch ohnedem die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn die Ottenborfer sind viel zu klug, um auf solche Redensarten hereinzufallen.

Rauscha, 9. November. Ein Akt der brutalsten Rohheit wurde in einer der vergangenen Nächte in der Glashütte des Herrn Löwe verübt. Die Arbeiter R. und H. waren wegen einer Kleinigkeit in Streit geraten. Da nahm R. eine 10 Pfund schwere, glühende Eisenstange und versetzte dem H. mehrere Schläge ins Gesicht und auf den Kopf, so daß er bewußtlos zusammenstürzte. Der alsbald herzugeholte Arzt konstatierte, daß die Verwundung lebensgefährlich sei; der Verletzte wurde mittels Wagens nach seiner Wohnung gefahren. Gestern wurde der freche Patron, der die Flucht ergriffen hatte, von dem Gendarm Jänisch festgenommen und in das Görlitzer Amtsgefängnis eingeliefert.

Oppeln, 9. November. Unter Bezugnahme einer Mitteilung der königlichen Staatsanwaltschaft, wonach am 19. October c. der Stalunger Dominalförster Wilhelm Gausche in Ausübung seines Dienstes von Raubschützen erschossen worden ist, ohne daß es bis jetzt gelungen ist, die Thäter zu ermitteln, fordert der hiesige Herr Regierungspräsident zur Nachforschung nach dem bezw. den Thätern auf und sichert demjenigen, welcher dieselben ermittelt oder ermitteln hilft, so daß ihre gerichtliche Bestrafung erfolgen kann, eine Belohnung von 300 M. zu. — Mit Genehmigung des hiesigen Regierungspräsidenten ist der in Wladan, Kreis Leobschütz, auf Montag den 24. November d. J. anberaumte Krammarkt auf Montag, den 17. November d. J. verlegt worden. — Der Gemeindevorstand und die Schule zu Bomallno, hiesigen Kreises, machen bekannt, daß der bereits verstorbene Auszügler Michael Piehotta aus Segepanowitz der Dorfgemeinde zu Bomallno ein Kapital von 1020 M. testamentarisch mit der Bestimmung überwiesen hat, daß die Zinsen zur Hälfte armen Oriskulkindern, zur anderen Hälfte den armen Witwen am Orte zukommen sollen. — Von Kandrzin kommend, passirten dieser Tage drei Fische mit je zirka 230 Zentnern galizischer Karpfen die hiesige Schleuse. Dieselben waren auf ihrem Transport nach Hamburg begriffen.

Sengwitz, Kreis Reiffe, 4. November. Am Feste Allerheiligen, zwischen 10 und 11 Uhr, zu einer Zeit, wo die meisten Einwohner in Reiffe in der Kirche waren, erregte sich hier ein schreckliches Verbrechen. In die Wohnung der Witwe Neuber, welche allein von dem Dienstmädchen bewacht wurde, drang ein mit Art, Bohrer und Zange bewaffneter Mann ein. Dieser suchte das Mädchen durch listige Vorpiegelungen aus dem Hause zu entfernen. Als das Mädchen aber nicht folgte und den Eindringling bei seinem Namen nannte — es war der Gärtnerstellersbesitzer Fupe aus Korkwitz — wurde es zu Boden gestoßen. Der Unmensche brachte der Magd, während diese schreitend bat, ihr doch das Leben zu lassen, mehrere Hiebe mit der Art am Kopfe bei und um ganz sicher zu sein, hing er sie an einer Schnur, die er eigens mitgebracht, im Hausflur an einen Nagel auf. Während Fupe nun nach dieser verbrecherischen That daran war, die Thüre zu der Stube, in welcher die Witwe Neuber, welche demnächst eine Tochter auszuflattern gedenkt, das Geld aufbewahrt, zu erblicken, während er den Kasten zersplitterte und sämtliches Gold- und Silbergeld raubte, die Wertpapiere in beträchtlicher Höhe aber unter dem Kasten verbergte, war es der Magd in ihrer Todesangst gelungen, sich von dem Nagel zu befreien und auf die Straße zu schleppen. Hier schrie sie um Hilfe und brach dann zusammen. Mittlerweile hatte der Räuber das Weite gesucht. Er wurde aber bald eingekappt. Da er hartnäckig leugnete und nicht zu wissen erklärte, was es denn eigentlich gebe, ließ man ihn wieder los. Merkwürdigerweise kehrte er ins Dorf zurück und hielt sich daselbst auch längere Zeit auf. Als das Mädchen wieder zu sich kam, bezeichnete es den Fupe als den Thäter. Dieser wurde nun nochmals festgenommen. Den Bemühungen des Herrn Gendarm Pflüger ist es zu verdanken, daß das geraubte Geld, welches Fupe schon an verschiedenen Stellen vergraben hatte, bis auf einen Teil wieder zur Stelle geschafft wurde

Jupe ist ein ziemlich gut situierter Stellenbesitzer. Er hat früher im Reuber'schen Hause gearbeitet und daher die Verhältnisse gekannt. Jupe, welcher nach seiner zweiten Festnahme gekündigt war, ist unter sicherer Bewachung noch am 1. November ins Gefängnis nach Reisse abgeführt.

Grottkau, 4. November. Ein Akt teuflischer Bosheit, schreibt die „Nfr. Ztg.“, war es, den ein ruchloser Mensch gestern auf der Leppuscher Straße geplant, der aber glücklicherweise vereitelt wurde. Herr Pfarrer Hein machte gestern zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags auf der genannten Straße einen Spaziergang. Gleich bei der ersten Brücke begegnete ihm ein Mann, der nach der Stadt zuzuging; der Herr Pfarrer ging einige Minuten nichts ahnend weiter, als er plötzlich durch eine furchtbare Detonation unter aufsteigendem starken Rauch, wie von einem Geschütz größeren Kalibers, etwa 50 Schritte vor ihm in größten Schrecken gesetzt wurde. Er sah sich um, niemand war zu merken in Nähe und Ferne. Was war die Veranlassung des entsetzlichen Knalls? Gefast ging er näher; — da sah er an der betreffenden Stelle im frisch gefahrenen Geleise Ueberreste einer zertrümmerten Blechbüchse und Spuren wie von etwas Verbranntem; — jedenfalls war es eine Dynamitpatrone, die hier auf irgend eine Art explodiert war; offenbar war es berechnet, da es nicht im getrockneten, sondern im neuen Geleise lag, das ein kommender Wagen sicher treffen mußte — die Insassen desselben zu gefährden. — Unmittelbar darauf kam auch ein Wagen, der des Herrn Krupp'sen Altmann aus Marienau, welcher aus der Stadt zu Hause fuhr. Sollte aus dem Herrn ein Attentat im Spiele gewesen sein? Wer weiß es. Doch haben wir in Erfahrung gebracht, daß in Marienau seit Sonnabend gegen den genannten Hochw. Herrn große Verstimmung herrscht, in Folge sehr scharfer Worte, welche er gebraucht, weil während des Predigens ein frecher Mensch laut vernehmbar die Worte des Predigers bezweifelte. Wir wollen das lieber bezweifelnd; vielleicht ermittelt sich noch etwas, wo wir dann sofort wieder berichten. — In diesen Tagen hat sich hier eine gewiß auch weitere Kreise interessierende Biertrugschichte abgespielt. Der Kaufmann S. . . . auf der Meißnerstraße hat neben seinem Spezereigeschäft auch eine Frühstücksstube, und annouciert flott in der hiesigen Zeitung wohl zehn bis zwölf verschiedene Biere, verkauft auch in Gebinden Bier an hiesige Auschänker, so unter anderem vergangene Woche ein dunkles Gebräu, welches für Kiple-Bier ausgegeben wurde. Obwohl hiesige Biertrinker den betreffenden Restaurateuren sofort auf den Kopf sagten, daß dieses der Farbe nach wohl äynliche, aber dem Geschmack und Inhalt nach weit minderwertige Bier kein Kiple-Bier sei, wurde es von dem betreffenden Kaufmann immer weiter als solches ausgegeben. Eine Anfrage bei Herrn Kiple in Breslau veranlaßte denselben vorige Woche hierher zu kommen und den Herrn S. zur Rede zu stellen, indem er ein weit schlechteres Bier für das seinige ausgabe. Auf großes Bitten seitens des Kaufmanns einigte sich Herr Kiple dahin, daß Herr S. dem hiesigen Gastwirtverein ein Schreiben zugehen lassen muß, in welchem er ausdrücklich konstatirt, daß er die Gastwirte durch solches Bier betrogen habe, und daß er an die Kasse des Gastwirtsvereins und an die Armentasse hieselbst je 30 Mark Strafe zahle.

Ziegenhals, 10. November. Ein nettes Bucherflüchchen wird hier lebhaft besprochen. Der Gutsbesitzer D. jun. aus Langendorf kam in Geldverlegenheit, es wurde ihm der Agent K. aus Reisse empfohlen. Herr K. erschien und forderte über 400 Mt. Geld, einen Wechsel auf 3 Monate von 500 Mt.

Ratibor, 10. November. Von dem Güterzuge 670, der nachts 12 Uhr von hier nach Kojel-Randzin fährt, sind gestern nacht im Bahnhofe Mendza acht Waggons, vermutlich beim Rangieren des Zuges, entgleist. Glücklicherweise ist bei diesem Unglück keine Verletzung von Personen zu beklagen. Die Straße aber, auf welcher die Entgleisung stattfand, war lange Zeit „verbaut“ und eine Weiche zerrissen, was zur Folge hatte, daß die heutigen Züge sämtlich nach hier mit Verpätung ankamen.

Königshütte, 6. November. Zu dem großen Brande auf Krugwacht I ist nachzutragen, daß als Ursache jetzt angegeben wird, daß beim Anlöschen des Kessels ein Stück brennende Kohle beiseite gefallen sein soll, wo es fortglühend den angrenzenden, nur mit Holz verschalteten Materialschuppen angriff. Der Schaden wird auf 1/4 Mill. geschätzt.

Zur Erheiterung.

Der bezähmende Blick. Meyer (der mit seiner Frau der Vorstellung in einer Menagerie bewohnt): „Sagen Sie 'mal, Herr Direktor, solch' wilde Bestien zu zähmen, ist wohl sehr schwer?“ — Tierbändiger: „Wie man's nimmt! Unser ganzes Geheimnis liegt im Auge. Mit diesem Blick (Meyer starr ansehend) zähme ich Ihnen den widerpenstigsten Charakter!“ — Meyer: „Du, Frau, aber ist das interessant! Bitte, Herr Direktor, sehen Sie meine Frau auch 'mal so an!“

Eine originelle Grabchrift macht ein Spaßvogel auf einen Mann, welcher an einer Erkältung starb, die er sich infolge der übergroßen Scheuerwut seiner Frau zugezogen hatte:

Begraben liegt hier Peter Beil
Weil Müller's Kläre er gestreit.
Ob er zwar tausendmal beteuert,
Sie sei ein Muster höchster Zärtlichkeit,
Hat sie ihn doch durch ihre Keimlichkeit
Ganz jung schon in das Grab geschuert.

Unmöglich. „Warum können Frauen nicht zu Geschworenen gewählt werden?“ — „Weil keine eingesehen würde, daß sie bereits dreißig Jahre alt ist.“

Auf einen groben Floß gehört ein grober Keil. Ein durch Klugheit nicht erhellender Tenorist reichte einer ihm bekannten, durch Wirksamkeit ausgezeichneten Hausfrau die Hand und rief dabei verwundert: „Alle Wetter! Haben Sie eine harte Hand! Die reine Drescherhand!“ — Die Dame erwiderte kurz: „Ja, sie hat auch eben einen Flegel angefaßt!“

Streng gefesselt. Assessor A. (aufgeregt ins Bureau stürzend): „Haben Sie schon die Schreckenskunde vernommen? Justizrat Buntlich ist gestern ertrunken.“ — Assessor B.: „Unmöglich! Wo denn?“ — A.: „Beim Rahnfahren auf dem neuen See im Tiergarten!“ — B.: „Ja, konnte er denn nicht schwimmen?“ — A.: „Freilich, aber dem stets streng handelnden Manne fiel, als er im Begriff war, das Ufer zu erreichen, eine Tafel ins Auge, auf der das Schwimmen an dieser Stelle von dem Polizeipräsidenten bei Strafe verboten war, er scheute sich, eine strafbare Handlung zu begehen, schwamm nicht und ertrank!“

Gute Gelegenheiten. Der Trill war ein Galgenvogel und Szypitshub, aber die Geistesgegenwart hat er selten oder nie verloren. Eines Tages schleicht er sich in ein Knabenpensionat, nimmt von einem Kleiderrechen ein halbes Duzend Ueberröcke und geht ruhig, dieselben über den Arm geschlagen, die Treppe hinab. Unten am Thor begegnet ihm der Vorsteher der Anstalt. „Holla!“ ruft der, „wo will er mit den Kleidern hin?“ „Ich bin der Kleiderreiner und soll die Röcke da wieder sauber machen.“ „So, der Kleiderreiner?“ sagte der Rektor, indem er seinen Ueberrock auszieht, „dann nehm' er diesen da auch gleich mit!“

Aufklärung. Die Firma Gottlob Cachimich hat über der Kontortür die Devise: „Ora et labora“ (Bete und arbeite!) angebracht. Kommt eines Tages ein armer Weber vom Lande und sagt zum Produkt: „Sind Sie vielleicht der Herr Dra?“ „Nein, ich nicht,“ entgegnete dieser und deutete lächelnd über die Schulter nach dem Fabrikherrn, „der ist der Dra, ich bin der Labora!“

Kindermund. „Mamachen,“ fragte jüngst ein fünfjähriges Knäblein seine Mutter, „wann haben wir uns eigentlich kennen gelernt?“ und ein anderes Mal äußerte dasselbe: „D, wie freue ich mich, daß der Klapperstorch mich gerade zu Dir und nicht zu wildfremden Menschen gebracht hat.“

Aktseil.

I.
Was der ersten Kunst erschaffen,
Kann man mit den letzten raffen,
Doch das Ganze dient am meisten
Während seines Amtes dem ersten.

II.
Wer als das Ganze Geld der ersten gern
Recht klimpernd will im Beutel führen,
Und nur nicht bleiben von der letzten fern,
Der muß sich heut' gewaltig rühren.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 44.

Gelt — Geld.

Auflösung der Charade aus Nr. 44.

Quadratmeile.

Es lösten richtig:

Beide Aufgaben: Joseph Langner in Priffelwitz. — Joseph Kraus und S. Tischer in Gräbschen. — Ida Hausdorf in Rengericht. — Gertrud Nitsche, Franz Faja und Max Skladny in Breslau.

Die zweite Aufgabe allein: Michalshy in Breslau. — A. Rabon sen. in Walkwitz.

Künstliche Zähne und Plomben
schmerzlos
unter Garantie **G. Bischoff, Alte Taschenstr. 5.**

PATENT — Erfindung seit 1873.
Besorgung und Verwerthung.
J. Brandt, Civil-Ingenieur,
Königgrätzer-Str. 131, Berlin W.

Das grosse Pelzwaaren-Lager

von **Ring 35. M. Boden, Kürschner-Meister, Breslau, Ring 35.**

grüne Röhrrseite, parterre, I. und II. Etage,
Prämiirt in der „Schlesischen Gewerbe- und Industrie-Ausstellung“
in Breslau 1881,

empfiehlt

Herren-Herzpelze von 40 Thaler an
Herren-Geh- und Reispelze von 25 Thaler an
Comptoir-, Haus- und Jagd-
Pelzröcke von 10 Thaler an
Herren-Schlafpelze von 12 Thaler an
Livree-Pelze für Kutscher u. Diener von 15 Thaler an
Elegante Damen-Pelz-Mäntel von 16 2/3 Thlr. an
Theater-, Ball- und Concert-
Kab-Mäntel für Damen in ver-
schiedenen Farben und Mustern von 13 1/2 Thlr. an
Damen-Pelz-Jacken von 6 Thaler an
Fuchsäcke von 1 1/2 Thlr. an

Neueste modernste Damen-Sa-
retts und Güte von 2 1/2 Thlr. an
Große Auswahl von Damen-Pelz-
Garnituren in Zobel und Marder,
Netz-, Stunks- und Iltis-Muffen von 5 Thaler an
Eisvogel-, Luchs-, Dachs- u. Bären-Muffen von 5 Thaler an
Wachsbär- und Scheitellaffen-Muffen von 2 1/2 Thlr. an
Feh-, Bisam-, imitirte Stunks- und Ge-
notten-Muffen von 2 Thaler an
Jagd-Muffen von 1 1/2 Thlr. an
Kinder-Garnituren von 1 Thaler an
Pelz-Teppiche von 2 1/2 Thlr. an

Extra-Bestellungen werden innerhalb 12 Stunden prompt ausgeführt.

Ring 35. M. Boden, Kürschner-Meister, Breslau, Ring 35.

Inserate müssen spätestens bis Mittwoch mittag in unserer Expedition aufgegeben sein.

Breslauer Kursbericht

vom 12. November 1884.
In- und ausländ. Fonds, Eisenbahn-
Prioritäts-Obligationen u.
Deutsche Reichsanl. 4 103,70 B.
Pr. konsol. Anleihe 4 1/2 102,90 B.
do. do. do. 4 103,35 B.
do. Staatsschuldsch. 3 1/2 99,75 G.
Bresl. Stadianl. 4 101,40 B.
Schles. Pfdb. altland. 3 1/2 96,85 B.
do. do. Lit. A. 3 1/2 95,70 B.
do. do. do. 4 1/2 101,70 B.
do. do. Lit. C. II. 4 101,40 B.
do. do. do. 4 1/2 101,70 G.
Pos. Kredit Pfdb. 4 101,30 B.
Schles. Rentenbriefe 4 101,50 B.
do. Pr.-Höfsl.-Obl. 4 101,10 B.
do. do. do. 4 1/2 102,00 B.
do. Bod.-Kred.-Pfdb. 4 99,15 B.
do. do. do. 4 1/2 106,50 B.
do. do. do. 5 103,00 B.
Deftr. Goldrente 4 86,40 B.
do. Silberrente 4 1/5 68,50 B.
do. Papierrente 4 1/5 67,70 G.
Br.-Schw.-Feh. Eisb.-Pr. 4 101,50 B.
do. do. von 1876 5 101,50 B.
do. do. von 1879 5 101,80 B.

Dbschl. Eisb.-Pr. Lit. E. 3 1/2 96,60 B.
do. do. Lit. D. 4 101,50 B.
do. do. von 1873 4 101,70 B.
do. Lit. F. 4 1/2 103,00 B.
do. do. Lit. G. 4 1/2 102,70 B.
do. do. Lit. H. 4 1/2 102,70 B.
do. do. von 1874 4 1/2 102,60 B.
do. do. von 1879 4 1/2 105,50 G.
do. do. von 1880 4 1/2 103,10 G.
Dels-Gnesen 4 1/2 — G.
R.-D.-U.-B.-Prior. 4 1/2 102,55 G.
Bresl.-Warsch. St.-Pr. 5 71,25 B.
Galiz. (Carl-Ludw.) 4 — B.
Bresl. Diskontobant 4 84,50 B.
do. Wechselbant 4 96,50 B.
Deutsche Reichsbant 4 1/2 —
Schles. Bankverein 4 101,00 G.
do. Bod.-Kred.-Alt.-B. 4 110,50 B.
Deftr. Kred. pr. St. 4 —
do. Währ. 100 Fl. 166,85 B.
Russ. Bl.-Lit. 100 S.-Rub. 208,60 B.

Roggen pr. 100 Rilo 13,20-14,20 Mt.
Gerste pr. 100 Rilo 12,50-13,00 Mt.
weisse 14,50-15,00 Mt.
Hafer pr. 100 Rilo 12,10 - 13,00 Mt.
Weizen pr. 100 Rilo 13,30-14,50 Mt.
Erbisen pr. 100 Rilo 15,00-18,00 Mt.
Victoria 16,00-20,00 Mt.
Bohnen pr. 100 Rilo 18,00-19,50 Mt.
Lupinen pr. 100 Rilo gelbe 7,30-8,50
Mark, blaue 7,10-8,00 Mt.
Wicken pr. 100 Rilo 13,00-14,50 Mt.
Kartoffeln pr. 2 Etr. 8-12 Pfg.
Heu pr. 50 Rilo 2,40-2,90 Mt.
Roggenstroh pr. 100 Rilo 3,10-3,40 Mt.

Preise der Cerealien.

Breslau, 12. November.
Festsetzungen der städt. Marktdeputation.
(In Markt pr. 100 Rilo.)
schwere mitte ord. B
Weizen, weißer . . . 15,60 14,00 13,50
do. gelber . . . 15,30 14,00 13,50
Roggen 14,10 13,60 13,30
Gerste 15,00 13,20 12,40
Hafer 13,00 12,60 12,20
Erbisen 18,50 17,00 15,50
Spiritus pr. 100 Etr. à 100% 42,00 Mt.
pr. 100 Etr. à 80% 33,47 Mt.

Breslauer Landmarkt

vom 12. November.
Weizen pr. 100 Rilo netto, weißer 14,50
bis 15,70 Mt., gelber 14,00-15,40 Mt.,
feinstes milder über Notiz bez.